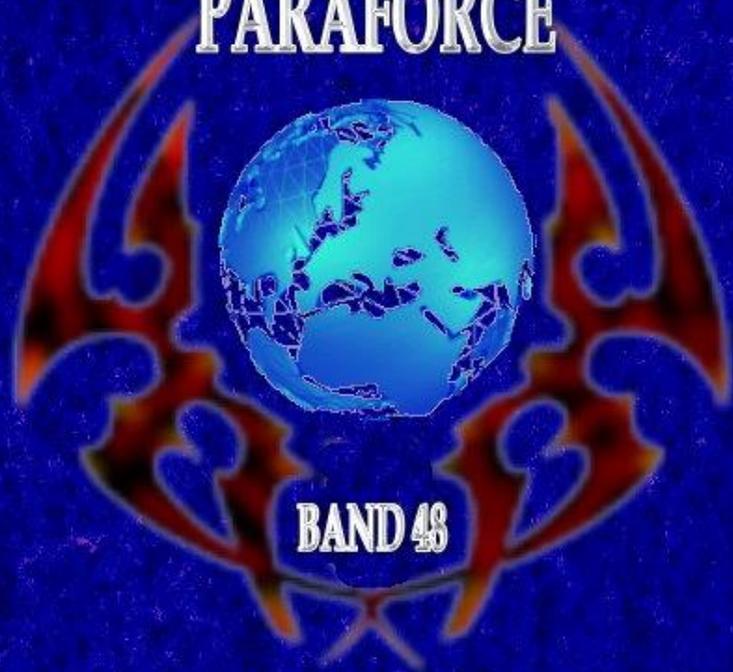


Sebastian Stein

PARAFORCE



Totenacker der Namenlosen

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Sebastian Stein

Paraforce

Band 48

Totenacker der Namenlosen

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2023 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Es ist immer noch warm, regelrecht unnatürlich warm und das, obwohl es bereits weit nach halb sieben an diesem Abend ist. Die Schwüle des schwindenden Tages hat sich wie eine riesige Glocke über die Stadt gestülpt und es soll noch schlimmer kommen. Der Wetterbericht kündigt für die nächsten Tage sogar Temperaturen bis achtunddreißig Grad an.

Achtunddreißig Grad, für eine Großstadt wie Berlin die Hölle.

Die Luft steht dann förmlich, das Atmen wird zur Qual, der Schweiß bricht aus allen Poren.

Wer kann, der bleibt zuhause.

Lena Oberfeld kann es nicht.

Lautlos wie ein Schatten huscht die Dreizehnjährige durch die menschenleeren Straßen im Grunewald, und obwohl sie kaum aufsieht und den Blick stets nach unten richtet, scheint sie genau zu wissen, wo sie sich befindet und in welche Richtung sie laufen muss.

Tausend Gedanken wirbeln ihr bei jedem Schritt durch den Kopf.

»Du bist erst eine von uns, wenn du die Aufnahmeprüfung bestehst«, hatten sie gesagt. »Du musst auf den Friedhof gehen und dich auf ein frisches Grab setzen. Dann drehst du dir um Mitternacht einen Joint und machst Bilder davon«, hatten sie gesagt.

Was soll ich nur tun?, denkt Lena verzweifelt, während sie weiterläuft. *Mache ich es, stresst meine Mutter, mache ich es nicht, bin ich bei der Clique unten durch.*

Obwohl unschlüssig, beschleunigt sie ihre Schritte dennoch. Irgendetwas sagt ihr, das sie ihr Ziel noch vor Ein-

bruch der Dämmerung erreichen muss. Der Weg dahin ist weit, trotzdem gelingt es ihr, mit den letzten Strahlen der Abendsonne den gemauerten Torbogen zu erreichen, der den Eingang zum Friedhof bildet.

Damit hat sie fast das Ende ihres Weges erreicht, jetzt versperren ihr nur noch die beiden schweren, mit Eisenbeschlägen verstärkten, hölzernen Flügeltüren den weiteren Zutritt.

Sie hat sich inzwischen entschieden, die Zugehörigkeit zur Clique wiegt schwerer als der Ärger mit ihrer Mutter. Trotzdem ist ihr die Entscheidung nicht leicht gefallen. Sie hat zwar keine Angst nachts auf einem Grab zu sitzen und davon Bilder zu machen, auch der Joint ist ihr egal, Kiffen gehört an der Schule längst zur Tagesordnung.

Es ist etwas anderes, das sie so lange hat zögern lassen.

Es ist dieser Friedhof.

Hier hat sich ihr Vater vor vier Jahren die Pulsadern aufgeschnitten.

Lena stöhnt bei dem Gedanken daran innerlich auf, die Erinnerung an ihn ist immer noch da.

Sie vermisst ihn schmerzlich, seine Stimme, wenn er von der Arbeit heimkam, das Gefühl, wenn er sie danach liebevoll mit seinen Armen umschloss, der zärtliche Kuss auf die Nasenspitze. Es sind so viele Dinge, die ihr fehlen. Sein Verlust schmerzt sie bis heute und das Schlimme daran ist für sie, dass sie weiß, dieser Schmerz wird für immer bleiben.

Sekundenlang steht Lena beinahe reglos vor dem Tor, verharrt in ihren Erinnerungen, bis sie sich schließlich abrupt schüttelt, den Kopf hochnimmt und die Schultern

strafft.

Blitzschnell sieht sie sich zuerst nach rechts, dann nach links um und tritt schließlich, als niemand zu sehen ist, mit einem entschlossenen Schritt auf das Tor zu. Sie weiß, dass die Friedhofsverwaltung in den Sommermonaten das Tor erst abends um acht abschließen lässt.

Sie presst ihre Hände auf den rostigen Eingang, sieht sich erneut noch einmal nach allen Richtungen um und drückt dann, als immer noch niemand zu sehen ist, die beiden Flügeltüren nach innen. Als der Spalt groß genug ist, um durchzuschlüpfen, zwingt die Dreizehnjährige ihren hageren Körper durch die Lücke.

Schmale, gepflegte Kieswege, Blumenrabatten und eng beieinanderstehende Kiefern und Föhren nehmen sie in Empfang. Die untergehende Abendsonne bringt das Friedhofsgelände mit ihrem schwindenden Licht wie goldfarbenes Kristallglas zum Glitzern.

Vogelgezwitzcher begleitet den schwindenden Tag.

Doch Lena hat dafür keine Augen und Ohren, stattdessen geht sie, ohne sich umzublicken, den breiten Hauptweg entlang, der wie mit dem Lineal gezogen mitten durch den Friedhof verläuft. Sie hat das frische Grab längst ausgemacht. Der aufgeworfene Grabhügel und die vielen Tannenkränze mit den weißen, bedruckten Schleifen sind nicht zu übersehen. Sie zieht den Kopf zwischen die Schultern und beschleunigt ihre Schritte, fest entschlossen, das Aufnahme ritual anzugehen.

Doch je weiter sie kommt, desto unruhiger wird sie.

Zuerst scheint es nur ein vages Gefühl zu sein, aber mit jedem weiteren Schritt, mit dem sie sich dem Grab nähert,

wird daraus ein stetig wachsendes Unbehagen. Ohne, dass sie sagen kann, warum, wird sie plötzlich immer nervöser, ihr Herz beginnt auf einmal wie verrückt zu schlagen, und obwohl die Abendsonne die Umgebung in wärmendes Licht taucht, steht ihr der kalte Schweiß auf der Stirn.

Lena ist noch zwei, höchstens drei Schritte von dem Grab entfernt, als sie unvermittelt stehen bleibt. Dies liegt nicht nur an dem plötzlich verstummten Vogelgezwitscher, sondern auch an der Luft, die sie so abrupt verharren lässt. Sie ist plötzlich so kalt, das sie bei jedem Atemzug wie eisige Nadeln in ihren Lungen sticht.

Und dann ist da auch dieser seltsame Geruch. Ein entsetzlicher Gestank, wie der von faulenden Eiern, der sich immer stärker in ihrer Nase festsetzt.

Langsam hebt Lena den Kopf und sieht sich irritiert um.

Im gleichen Moment stockt ihr der Atem.

Sie schreit, denn sie hat das Gefühl, gleich verrückt zu werden. Ihre Augen werden immer größer, während sich ihr Verstand weigert, das zu begreifen, was sie erblickt.

Der gepflegte Kiesweg, das helle Grün der Bäume und die bunte Pracht der Blumenrabatte, alles ist verschwunden. Auch das Grab sieht plötzlich ganz anders aus, statt frisch gebrochener Scholle überall nur schwarzes, verklumptes und stinkendes Erdreich. Die Kränze aus grünen Tannenzweigen sind jetzt braun und verdorrt, die weißen, bedruckten Schleifen gleichen altem, verwittertem Pergament und der beißende Gestank nach Fäulnis und Verwesung wird immer unerträglicher.

Ein Stöhnen entringt sich Lenas Lippen.

Ihr anfängliches Unbehagen verwandelt sich immer mehr in Entsetzen. Sie zittert, als jetzt auch noch Nebel aufzieht, milchige Schwaden, die hinter dem Grab aufsteigen und immer dichter und dichter werden – und kälter.

Obwohl die Abendsonne fast senkrecht über ihr am Himmel steht, friert Lena jetzt.

Da ertönt aus dem Nebel heraus eine lockende Stimme.

KOMM!

Lenas Herz macht vor Entsetzen einen Sprung.

Diese Stimme gehört niemand anderem als ihrem Vater. Sie weiß es genau, selbst nach all den Jahren kann sie diese Stimme noch unter Millionen anderer sofort erkennen.

KOMM ZU MIR!

Nein!, durchzuckt es Lena. *Das kann nicht sein, das bilde ich mir nur ein.*

Die Stimme lockt erneut.

KOMM!

Lena sträuben sich die Nackenhaare, die Angst springt sie an wie ein wildes Tier.

Schließlich kann sie nicht mehr anders, sie beginnt zu schreien, dreht sich um und rennt wie von Sinnen den Weg zurück, den sie gekommen ist. Doch sie kommt nicht weit, denn der Nebel ist nun überall. Kein aufsteigender Dunst oder umherwabernde Schwaden mehr, sondern eine weiße Wand, durch die es kein Durchkommen gibt. Unaufhaltsam rückt diese Wand näher und schiebt Lena zu ihrem Entsetzen dabei wieder zurück in Richtung Grab.

Und wieder ist die Stimme ihres Vaters zu hören.

Doch jetzt klingt sie nicht mehr sanft und lockend, son-

dern harsch und befehlend.

KOMM JETZT!

Lena schüttelt den Kopf, während ihr die Tränen über das Gesicht laufen. Noch während sie zu begreifen versucht, was da gerade um sie herum geschieht, rast etwas aus der Nebelwand heraus direkt auf sie zu.

Einen Moment später hat sie das Gefühl, als ob ihr Oberkörper in Flammen steht. Der Schmerz ist unbeschreiblich, aber er ist nichts gegen den, der danach folgt.

Lena beginnt zu brüllen.

Aber nur für die Dauer eines Augenblicks.

*

Scheiße!, durchzuckt es Sobik. *Scheiße, Scheiße, Scheiße!*

Peter Sobik, schwarzhaarig, einzweiundachtzig groß und etwas über einhundredsiebzig Pfund schwer, ist Kriminalhauptkommissar bei der Kripo Berlin, LKA 1, Delikte am Menschen. Er hat deshalb schon alles gesehen, tote Männer, tote Frauen, egal, ob erschlagen, erdrosselt, erstochen oder vergiftet. Trotzdem ist er nicht abgestumpft, der Tod eines Kindes geht ihm noch immer an die Nieren. Sein kantiges Gesicht mit dem schmallippigen Mund, das trotz seiner erst fünfunddreißig Lebensjahre bereits von tiefen Linien gezeichnet ist, wirkt deshalb jetzt noch freudloser und seine Falten noch ausgeprägter als sonst.

Lena Oberfeld ist zwar schon dreizehn Jahre alt, jedenfalls steht das in dem Schülerschein, den man in ihrer Hosentasche gefunden hat, aber seiner Auffassung nach ist sie dennoch immer noch ein Kind. Ein sehr schönes

Kind sogar mit einem weich geschnittenen Gesicht, langen, rehbraunen Haaren und dunklen Augen.

Doch von alledem ist nichts mehr zu sehen.

Stattdessen ist ihr sympathisches, jugendliches Antlitz zu einer grauenhaften Fratze verzerrt und sie wirkt mit der wachsbleichen Haut und den weit aufgerissenen Augen, die ihn mit toten, leeren Blicken anglotzen, in diesem Augenblick fast wie ein Monster auf ihn. Ein Eindruck, der durch ihren Mund, der einem schwarzen Loch gleicht, und den beiden grün schillernden Fliegen, die mit ihren Stummelfüßen über die Wange zum Hals hinunter krabbeln, noch verstärkt wird.

Lena Oberfeld lehnt mit dem Rücken an einem schlichten Holzkreuz, das am oberen Ende einer frisch ausgehobenen Grabstelle tief in der Erde steckt. Sie hat die Beine in geradezu grotesker Art und Weise von sich gestreckt und ihre Hände selbst im Tod noch um das faustgroße, tiefrote Loch gekrallt, das zwischen ihren Brüsten klafft, die ansatzweise unter dem blutverschmierten T-Shirt zu erkennen sind.

Sobik schüttelt sich.

Was um alles in der Welt hat dieses Mädchen in den letzten Momenten ihres jungen Lebens nur erlebt, oder was hat sie gesehen, dass ihr Gesicht vor Entsetzen derart grauenvoll verzerrt ist?

Der Kriminalhauptkommissar vermeint noch die Angst in ihrem Antlitz zu erkennen.

»Was ist, kommste nun mit oder willstest hier Wurzeln schlagen?«

Sobik hebt den Kopf und blickt neben sich.

»Fünf Minuten noch, okay?«

Kriminalkommissar Christian Balcke macht ein mürrisches Gesicht und runzelt die Stirn.

Aber das ist für Sobik nichts Neues, Balcke macht immer ein mürrisches Gesicht. Böse Zungen im Revier behaupten sogar, dass er mit diesem Gesicht auf die Welt gekommen ist.

Doch das ist Peter egal, für ihn gilt Balcke als der loyalste Kollege, mit dem er bisher im LKA in dem für Tötungsdelikte und erpresserischen Menschenraub zuständigen Dezernat 11, in den letzten acht Jahren zusammengearbeitet hat.

Er ist stets aufrichtig, ehrlich und treu.

Eigentlich hätte er der Kriminalhauptkommissar sein müssen, er hat schließlich sechs Dienstjahre mehr auf dem Buckel, aber Balcke gilt eben nur als aufrichtig, ehrlich und treu.

Er wird deshalb immer der zweite Mann im Dezernat bleiben und daran wird sich auch nichts mehr ändern, so wenig, wie sich Balcke ändern wird.

Dass sein Gesichtsausdruck immer mürrisch wirkt, liegt aber nicht an seiner beruflichen Situation, er jedenfalls ist zufrieden mit dem, was er erreicht hat, sondern an seiner Frau. Helga Balcke, eine Geborene von Dيدرstorff, ist aufgrund ihres Standesdünkels der Meinung, dass ihr Mann schon längst Polizeipräsident sein müsste. Was er aber nicht ist und es auch niemals sein wird und das lässt sie ihn spüren, Tag für Tag, seit nunmehr einundzwanzig Ehejahren.

»Also was ist jetzt? Deine fünf Minuten sind um.«

Balckes Ansage reißt ihn jäh aus seinen Gedanken. Einen Moment lang blickt Sobik etwas irritiert umher, aber dann beginnt er zu begreifen, was ihm sein Kollege damit sagen will.

»Warum hast du es denn so eilig, wartet etwa deine Helga auf dich?«

Bei der Erwähnung dieses Namens wird Balckes Gesicht noch eine Spur mürrischer.

»Arsch«, sagt er schroff. »Natürlich nicht.«

»Was dann?«

»Heute ist Bundesliga!«

»Und?«, fragt Sobik, der den Aussagen seines Kollegen nicht ganz folgen kann.

Balcke hebt die Rechte und fuchtelte damit wie ein Scheibenwischer vor dem Gesicht seines Vorgesetzten hin und her.

»Fußball! Mann, heute Abend spielt Hertha gegen die Bayern, verstehst du! Und ich habe noch eine Karte für die Haupttribüne ergattern können!«

»Und?«

Für einen Moment wirkt Christian Balcke mit seinen weit aufgerissenen Augen und dem offenen Mund wie jemand, der davon überzeugt ist, dass sein Gegenüber den Verstand verloren hat.

Aber dann sieht er das Unverständnis in dessen Blick und ihm fällt wieder ein, dass Sobik von Fußball so viel Ahnung hat wie ein Pferd vom Schlittschuhlaufen.

»Vergiss es«, sagt er deshalb, um einer Diskussion aus dem Weg zu gehen, die seiner Meinung sowieso nichts einbringt, und wendet sich ab.

Aber er hat die Rechnung ohne Sobik gemacht.

Der Kriminalhauptkommissar lässt sich von niemandem mit einem spröden »Vergiss es« abspeisen, auch nicht von ihm, er hinterfragt stets alles.

Sobik macht einen schnellen Schritt nach vorne und legt seine Rechte auf Balckes Schulter.

»Nix da, du bleibst jetzt hier und erklärst mir bitte, warum für dich ein Spiel, bei dem zweiundzwanzig erwachsene Männer einer aufgepumpten Schweinsblase hinterherrennen, wichtiger ist als der Mord an einem jungen Mädchen.«

»Ist es nicht«, protestiert Balcke sofort vehement. »Aber warum sollen wir uns hier noch die Füße in den Bauch stehen, wenn doch eh alles erledigt ist und wir nichts mehr tun können. Die KTU war da, die Todesursache ist geklärt, die Spuren sind gesichert. Außer Leitz, dem Friedhofswärter, der die Leiche entdeckt hat, gibt es keine weiteren Zeugen und den befragen unsere Kollegen immer noch.«

»Und was ist mit der Mutter des Mädchens?«

Balcke winkt ab. »Die liegt im Krankenhaus, seit der psychologische Dienst sie benachrichtigt hat. Die Frau ist fix und fertig. Vor vier Jahren beging ihr Mann Selbstmord, jetzt ist die Tochter tot. Ermordet auf dem gleichen Friedhof, auf dem sich ihr Mann die Pulsadern aufgeschnitten hat. Aus der ist heute nichts mehr herauszubringen. Glaub mir, vor Morgen Mittag wird da kein einziger Bericht fertig sein. Außerdem kommen da hinten schon die Jungs mit der grauen Zinkkiste. Wir können also Feierabend machen, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Schließlich sind wir schon lange genug im Dienst. – Vier-

zehn Stunden, um genau zu sein«, sagt Balcke nach einem kurzen Moment des Schweigens, nachdem er einen Blick auf seine Armbanduhr geworfen hat.

Das ist natürlich ein Argument, dem sich Sobik nicht verschließen kann, zumal, wenn er ehrlich zu sich ist, er inzwischen auch so langsam mit seiner Motivation am Ende ist. Gemeinsam mit Balcke geht er auf den Dienstwagen zu, mit dem sie beide zum Tatort gekommen sind. Dort angekommen entledigen sie sich ihrer Einweghandschuhe und den Ganzkörperanzügen aus weißem Plastik, die sie laut Vorschrift immer am Tatort tragen müssen. Sie stopfen die Einmalanzüge ebenso wie die Handschuhe und Schuhüberzieher in einen mitgebrachten Müllsack, den Balcke im Kofferraum verstaut, und fahren danach ins Präsidium zurück.

Unterwegs fällt Sobik auf, dass für diese Uhrzeit verhältnismäßig wenig Verkehr auf den Straßen herrscht. Der Kriminalhauptkommissar runzelt nachdenklich die Stirn.

Sollte es in Berlin tatsächlich noch mehr Verrückte als seinen Kollegen geben, die ihre Freizeit damit verbringen, sich irgendein unsinniges Fußballspiel anzusehen?

*

Es ist erst kurz nach acht, aber die Morgensonne strahlt schon so hell vom Himmel herab, dass selbst der unansehnliche Gebäudeblock, der das Berliner LKA beherbergt, in ihrem Licht wie ein goldenes Traumhaus erscheint.

Das riesige, Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete

Bauwerk mit seinen weißen Hauswänden und dem aus grauen Natursteinen gemauerten Sockel beherrscht die Keithstraße in ihrer ganzen Mitte. Manch einer der Beamten, der hinter diesen ehrwürdigen Mauern seinen Dienst versieht, bleibt vor dem Betreten des Gebäudes kurz stehen und atmet tief durch, als könnte er angesichts dieses sonnendurchfluteten Anblicks einen positiven Schub mit an den Schreibtisch nehmen.

Kriminalhauptkommissar Sobik hat an diesem Morgen dafür kein Auge.

Er hat miserabel geschlafen, der Fall Lena Oberfeld hat ihn selbst noch in seinen Träumen beschäftigt. Die Narben an seinem linken Unterarm kribbeln und pochen seit gestern ohne Unterlass und das sagt ihm, dass hier irgendetwas nicht stimmt, denn auf dieses Pochen kann er sich stets verlassen. Diese Narben, Teil seiner düsteren Vergangenheit, sind so etwas wie ein zweites Gesicht, das ihn schon oftmals vor unangenehmen Dingen bewahrt hat.

Aber davon weiß im LKA so gut wie niemand.

Überhaupt gibt es nur wenige, die von diesen Narben wissen, und damit das so bleibt, meidet Sobik einen Besuch im Freibad oder am Strand und trägt immer lange Hemden.

Selbst im Hochsommer, wie jetzt.

Sobik reibt sich den schmerzenden Unterarm, indessen er den fast einhundert Meter langen Gang bis zu seinem Büro durchschreitet. Dabei denkt er erneut über Lena Oberfeld nach, jedenfalls bis zu dem Moment, in dem er die Bürotür erreicht.

Ohne anzuklopfen, tritt er ein.

Als er hereinkommt, sitzt drinnen bereits Balcke an seinem Schreibtisch und ist derart in eine Akte vertieft, dass er den Morgengruß seines Vorgesetzten überhört.

»Guten Morgen!«, sagt Sobik deshalb noch einmal. Diesmal so laut, dass Balcke regelrecht zusammenzuckt. Die Akte, in die er so vertieft ist, fällt ihm dabei fast aus der Hand.

»Mann Peter, musst du mich so erschrecken?«

»Kann ich was dafür, wenn du vor dich hinträumst? Was liest du denn da so Spannendes, das du nicht einmal bemerkst, wenn jemand ins Büro kommt. Die Fußballergebnisse von gestern Abend?«

Balcke blinzelt verwirrt und wird dabei rot. Es hat den Anschein, als ob er jetzt erst registriert, was er da für ein Schriftstück in den Händen hält.

»Scheiße, deswegen wollte ich dich gerade anrufen.«

»Wegen der Akte da?«

Balcke nickt und zeigt mit vorgestrecktem Kinn auf die Akte. »Das ist der Bericht von der Rechtsmedizin.«

»Und der ist so wichtig, dass du es nicht erwarten konntest, bis ich im Büro auftauche?«

»Ich fürchte ja, Peter. Lena wurde gestern Nacht noch obduziert und dabei hat die Rechtsmedizin einige Dinge an den Behauptungen der KTU bemängelt.«

Sobik ist überrascht und blickt seinen Kollegen dementprechend an.

»Oha und die wären?«

»Lena ist knapp einen Meter sechzig groß. Dem Winkel nach, in dem die Tatwaffe, die diese schreckliche Wunde verursacht hat, in ihren Oberkörper eingedrungen ist,

dürfte der Mörder nicht größer als einen Meter zwanzig gewesen sein, oder er hat sich vor Lena hingekniet, bevor er ihr das Teil in die Brust gestoßen hat. Beides ergibt auch meiner Meinung nach irgendwie keinen Sinn. Überhaupt sind keinerlei Spuren von Fremden gefunden worden, am gesamten Tatort wurde nur Lenas DNA gefunden.«

»Komisch, du hast recht, irgendwie stimmt da was nicht.«

»Sag ich doch, außerdem, wäre es ein erwachsener Täter gewesen, hätte Lena alle Zeit der Welt gehabt, um davonzulaufen, während er sich hinkniete. Es gab keinerlei Hinweise darauf, dass sie gefesselt war.«

»Aber wer oder was hat sie dann umgebracht? Hast du nicht ihr verzerrtes Gesicht gesehen? Sie muss etwas Entsetzliches gesehen haben, bevor sie starb.«

»Das erklärt die Rechtsmedizin mit den Drogen, die man bei ihr gefunden hat. Wer weiß, was das Zeug in ihr ausgelöst hat.«

Sobik schüttelt energisch den Kopf. Er weiß nur zu genau, dass es da noch etwas anderes gibt – geben muss. Denn im Gegensatz zu seinen Kollegen hat er die Nähe dieses Etwas deutlich auf dem Friedhof gespürt. Das Pochen seiner Narben, als er vor Lena stand, hatte ihm aufgezeigt, dass etwas da war, auch wenn man es nicht sehen konnte.

Wortlos macht er auf dem Absatz kehrt und geht aus dem Büro.

»Wo willst du hin?«, ruft ihm Christian Balcke hinterher.

»Noch mal in die Rechtsmedizin. Du hast recht, irgendwas stimmt hier nicht.«

Manuela Fischer macht sich frisch, kaum dass sie zuhause angekommen ist. Sie duscht und zieht sich danach der Witterung entsprechend für ihre abendliche Joggingstunde an. Rotes T-Shirt, kurze schwarze Sporthose, rot-schwarze Laufschuhe.

Hinter ihr liegen, wie jeden Werktag, über neun Stunden Arbeit, trotzdem joggt sie nach Feierabend immer noch von ihrer Wohnung aus mehrere Kilometer an der Havel entlang.

Fünf Kilometer hin, fünf Kilometer zurück, tagtäglich.

Das ist ihre Art, sich fit zu halten, denn wirklich Bewegung gibt es bei ihrer Arbeit so gut wie keine. Als Kundenbetreuerin eines Großkonzerns besteht ihr Arbeitsgerät lediglich aus einem PC mit Internetanschluss und einem Headset. Sie hat sich um nichts anderes zu kümmern als um die Wünsche, Fragen und Reklamationen von Kunden und ihre anstrengendste Bewegung besteht darin, dreimal am Tag von ihrem Bürostuhl aufzustehen. Einmal, wenn sie zum Mittagessen in die Kantine geht, einmal, wenn sie die Toilette aufsucht, und das dritte Mal, wenn sie Feierabend macht und die Firma verlässt.

Ein Job, der ihr an Hüfte und Bauch allmählich gewisse Rundungen eingebracht hat, die da bei einer fünfunddreißigjährigen Frau noch nicht hingehören.

Aber sie ist inzwischen wieder auf einem guten Weg.

Sie hat ihr Idealgewicht zwar noch nicht erreicht, aber wenigstens werden die Hüftpolster nicht größer. Das Laufen tut ihr gut und sie genießt es, besonders an solchen lauen Sommerabenden wie heute.

Leichtfüßig joggt sie durch den Schildhornweg, der von

der Havel Chaussee aus quer durch einen Kiefernwald zum S-Bahnhof Grunewald verläuft und von da aus bis zu der Stelle, an der die Havel unweit eines Friedhofs einen scharfen Knick macht.

Dort, nach den ersten fünf Kilometern ihres Weges, bleibt sie meistens breitbeinig stehen, beugt den Oberkörper vor, lässt die Arme baumeln und atmet mehrmals tief durch. Das dauert meistens so etwa zwei Minuten. Danach richtet sie sich auf, biegt das Kreuz durch und schüttelt sich, um die Muskeln zu lockern, bevor sie wieder nach Hause zurückläuft.

So ist es auch heute, doch diesmal fällt ihr Blick dabei aus einer Laune heraus zur Havel hin, die unmittelbar neben ihr am Wegesrand vorbeifließt. Das Wasser ist an dieser Stelle kristallklar und so ist die Frau, die vor ihr im Wasser liegt, nicht zu übersehen.

Sie blickt direkt in ihr Gesicht.

Der Fluss hat sie hierher gespült, ihr Körper hat sich im Ufergebüsch verfangen.

Manuela presst vor Entsetzen die flache Hand auf den Mund, um nicht laut loszuschreien.

Ihre Blicke hetzen hin und her, doch es ist niemand zu sehen. Ihr Herz rast wie verrückt, dennoch nimmt sie all ihren Mut zusammen und geht auf das Flussufer zu.

Die Havel ist an dieser Stelle nicht besonders tief, sie kann bis auf den Grund sehen.

Manuela wadet ins Wasser. Vielleicht, so denkt sie, kann sie noch etwas tun, irgendwie helfen. Sie macht zwei, drei Schritte in die Havel hinein und bleibt dann unvermittelt stehen.

Zischend saugt sie die Luft zwischen ihre zusammengesprengten Zähne ein.

Jesus, ist das Wasser kalt!

Wie kann das sein?, sind Manuelas nächste Gedanken.

Noch vor einer Minute war es oben auf dem Weg so warm, dass sie trotz ihrer kurzen Hose schwitzte. Warum also ist das Wasser hier unten dann so eisig, dass sich ihre Haut vor lauter Kälte blau verfärbt?

Noch während sie sich den Kopf über das seltsame Geschehen zerbricht, bewegen sich die Arme der Frau, die im Fluss liegt, plötzlich in einer Art, als wolle sie ihr zuwinken.

Gleichzeitig hört Manuela eine lockende Stimme.

KOMM!

Für einen Moment zögert sie, verharrt sekundenlang frierend im eiskalten Wasser.

»Was mache ich da eigentlich?«, wispert sie noch. Aber da ist es bereits zu spät.

Die Hand der Frau schießt plötzlich vor, umschließt Manuelas Knöchel und zerrt sie in die Havel. Der harte Griff reißt sie mit brachialer Gewalt in den Fluss. Manuela öffnet den Mund zu einem Schrei, schluckt Wasser und versucht sich mit fahrigem Bewegungen wieder aufzurichten.

Aber sie hat keine Chance.

Die Hand hat sich jetzt um ihren Hals gelegt und zieht ihren Kopf bis auf dem Grund der Havel.

Noch einmal hört sie die Stimme.

KOMM!

KOMM ZU MIR!

Sie spürt noch, wie ihr das Wasser in die Lungen dringt,

würgt und hustet noch einmal, dann schwinden ihr die Sinne.

*

Peter Sobik schlägt die Daunendecke zurück und schwingt die Beine aus dem Bett. Gähmend fährt er sich mit den Fingern durch die Haare und steht schließlich nach einem kurzen Blick auf den Wecker grummelnd auf. Er hat jetzt über acht Stunden geschlafen, dennoch fühlt er sich alles andere als ausgeruht.

Seit Tagen schon, genauer gesagt, seitdem er auf dem Friedhof vor Lenas Leiche gestanden hat, quälen ihn Albträume. Es ist immer wieder die gleiche Szenerie, ein nebelverhangenes Grab, eine tote Lena, die plötzlich den Kopf hebt und ihn bittend, ja beinahe flehend anstarrt.

Dann die wispernden Stimmen, sie scheinen von überall her zu kommen, dröhnen die ganze Nacht in seinen Ohren, mal lockend, mal fordernd, schließlich aber immer bösartiger, da er nie auf ihre Forderungen eingeht.

Das Verstörendste an diesen Träumen aber ist die Kälte, die ihn dabei ständig umgibt.

Eine Kälte, die so eisig ist, dass sie selbst die Arktis zum Frieren bringt.

Und sie ist beileibe mehr als nur Einbildung.

Seit ihn diese Albträume verfolgen, friert er jede Nacht wie ein nasser Hund.

Er hat das dünne Leintuch, mit dem er sich sonst zudeckt, inzwischen gegen eine Daunendecke ausgetauscht.

Nachdem er ausgiebig geduscht und sich angezogen hat,

schlurft Sobik halbwegs munter in die Küche, macht sich Frühstück und fährt dann knapp vierzig Minuten später ins Revier.

Eigentlich hat er dazu nicht die geringste Lust. Sein Team und er sind im Mordfall Lena Oberfeld in den letzten 48 Stunden keinen Schritt weitergekommen. Keine Spuren, keine neuen Hinweise oder Zeugen, es scheint, als ob sie sich in einer Sackgasse befinden. Das einzig Zählbare sind die mysteriösen Todesumstände der Schülerin und sein Gefühl.

Auch wenn er sich darauf bisher immer hat verlassen können, weiß Sobik genau, dass man seine Einwände in der Chefetage mit dem Hinweis auf unhaltbare Spekulationen und Hirngespinnste abweisen wird. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Klärung eines Mordfalles schwieriger wird, je länger der Tatzeitpunkt zurückliegt. Das weiß auch sein direkter Vorgesetzter und deshalb wird es nicht mehr lange dauern, bis er Druck macht.

Kriminaloberrat Holger Mecke ist ein Kotzbrocken, wie er im Buch steht. Ein aalglatte Typ, der über Leichen geht und im LKA so beliebt wie Zahnschmerzen. Für ihn zählen nur Ergebnisse und schnelle Erfolge. Erfolge, die ihm den Weg zum Schreibtisch des Polizeipräsidenten ebnen sollen.

Dementsprechend groß wird der Druck sein, den er demnächst auf das 11. Dezernat ausübt, und dementsprechend ist Sobiks Laune, als er in die Keithstraße einbiegt und seinen Dienstwagen im Innenhof des LKA auf den für ihn reservierten Stellplatz bugsiert.

Im selben Moment, in dem er den Schlüssel abziehen

will, bemerkt er im Rückspiegel, wie Balcke aus dem Gebäude kommt, winkend über den Parkplatz läuft und dabei direkt auf ihn zusteuert.

Sobik steigt langsam aus und nickt seinem Kollegen neugierig zu.

»Morgen Christian, was bist du denn so aufgeregt?«

»Warst schon oben beim Nilpferd?«, fragt Balcke, statt ihm zu antworten.

Sobik grinst, schließlich weiß er auch ohne, dass sein Kollege einen Namen nennt, dass mit dem Nilpferd Mecke gemeint ist.

Die Bezeichnung ist zu jener Zeit aufgekommen, als ein junger Polizeimeisteranwärter nach seiner ersten Dienstwoche gefragt wurde, was er von seinem Chef, dem Kriminaloberrat, denn so halten würde. Die Antwort hat danach im ganzen Dezernat 11 für brüllendes Gelächter gesorgt.

Der junge Mann hat nämlich gesagt: »Sie meinen wohl Mecke? Nun, der ist für mich ein typisches Nilpferd. Plötzlich auftauchen, die Schnauze aufreißen, auch wenn man keine Ahnung von der Materie hat und dann wieder abtauchen.«

Der Vergleich hat nicht treffender sein können, zumal der Kriminaloberrat von der Figur her einem Nilpferd tatsächlich nicht unähnlich ist.

»Nein. Warum, sollte ich?«, verneint er Balckes Frage.

»Gut, dann fahren wir gleich los.«

»Wohin?«, fragt Sobik etwas irritiert.

»In die Bismarckallee.«

»Und was sollen wir da?«

»Das Krankenhaus hat angerufen, die Mutter von Lena Oberfeld hat heute Morgen auf eigene Verantwortung die Klinik verlassen. Ich dachte mir, dass es nicht schaden könnte, wenn wir ihr noch ein paar Fragen stellen. Vielleicht erfahren wir ja doch noch etwas, das uns weiterhilft.«

»Hast du schon vergessen, dass ich Mecke jeden Morgen Bericht erstatten soll?«

»Nein«, antwortet Balcke knapp, aber entschieden. »Aber ich habe auch nicht vergessen, dass du Zweifel an dem Befund der Rechtsmedizin hast, und ich habe nicht vergessen, dass bei allen Fällen, die auf deinem Tisch gelandet sind, sich deine Zweifel im Nachhinein als berechtigt herausstellten. Also, was ist, fahren wir jetzt oder willst du dem Nilpferd, der eh keine Ahnung hat, zuerst einen guten Morgen wünschen?«

»Steig ein, wir fahren!«, sagt Sobik grinsend.

Fünf Minuten später quälen sich die beiden mit ihrem Dienstwagen durch den morgendlichen Berufsverkehr in den Grunewald hinaus.

Sie benötigen fast eine Stunde, bis sie die A 115 erreichen, von wo aus sie die übernächste Ausfahrt direkt in Richtung des Ortsteils Grunewald bringen wird, als zuerst Sobiks und danach Balckes Diensthandy läutet. Da Sobik am Steuer des Wagens sitzt, ist es an seinem Kollegen, sich zu melden.

»Balcke!«

Sobik hört eine aufgeregte Männerstimme, während Balcke einen Moment lang schweigt.

»Ja«, sagt sein Kollege danach, während er mehrmals

nickt.

Eine Minute später richtet sich Balcke jäh in seinem Sitz auf.

»Wo?«, keucht er erschrocken. »Wir kommen!«, sagt er noch, dann legt er auf.

Der Blick, den er ihm danach zuwirft, erinnert Sobik an den eines in die Enge getriebenen Tieres.

»Kleb das Blaulicht aufs Dach und gib Gas!«

»Warum, was ist los?«

»Man hat in der Havel eine weibliche Leiche gefunden, und zwar genau an der Stelle, an der sie an dem Friedhof vorbeifließt, auf dem wir vorgestern Lena Oberfeld gefunden haben.«

*

Auf einem Kiesweg, der hauptsächlich von Spaziergängern und Joggern benutzt wird, stehen zwei Streifenwagen. Zwei der uniformierten Beamten sind gerade dabei, den Tatort weiträumig abzusperren, während zwei andere die gaffende Menge, die sich im Minutentakt vergrößert, davon abhalten, näher zu kommen. Unter den Schaulustigen befindet sich auch ein hochgewachsener, etwa dreißigjähriger Mann, der mit seinen beiden deutlich jüngeren Begleitern versucht, sich irgendwie zum Tatort zu schleichen. Doch die Beamten sind wachsam, an ihnen kommt niemand vorbei, sie sprechen auch Platzverweise aus und so zerstreut sich die Menge nach und nach.

Zurück bleiben nur noch ein paar Unentwegte, die sich absolut nicht vertreiben lassen, ein paar Menschen, die an-

geben, etwas gesehen zu haben, und ein hagerer alter, glatzköpfiger Mann in einem schwarzen Anzug mit schwarzer Krawatte zu seinem weißem Hemd, das trotz der Temperatur bis zum Kragen zugeknöpft ist.

Er hält sich im Hintergrund, sieht sich neugierig um und nickt schließlich zufrieden, bis er sich wieder genauso unauffällig entfernt, wie er gekommen ist.

Aber all das sieht Sobik nicht, stattdessen erkennt er hinter den Streifenwagen vier Zivilfahrzeuge, die direkt am Ufer der vorbeifließenden Havel stehen. Zwei Kombis und zwei Vans, alle neutral lackierte Mittelklassemodelle deutscher Automobilhersteller.

Tatortkommando vermutet Sobik, also KTU, Gerichtsmedizin und Fotograf.

Dass er mit seiner Vermutung richtig liegt, weiß Sobik, als ihn die Streifenpolizisten durchlassen und ihm daraufhin sofort ein Mann vom Tatort aus entgegenläuft. Er sieht nicht wie ein Polizist aus, sondern eher wie ein Beamter vom Finanzamt oder ein Gerichtsvollzieher.

Endfünfziger, hellgrauer Anzug aus dem Versandhauskatalog, akkurat geschnittene Kurzhaarfrisur, dunkle Hornbrille und die obligatorische braune Aktentasche.

»Meier, KTU«, sagt der Mann und begrüßt Sobik und Balcke mit Handschlag.

Sobik nickt.

»Kriminalhauptkommissar Peter Sobik und das ist mein Kollege Balcke«, antwortet er, indes er den Kopf dreht und mit seinem vorgestreckten Kinn auf seinen Partner zeigt, der inzwischen neben ihm zum Stehen gekommen ist.

»Was haben wir?«, will Sobik wissen.

»Unidentifizierte weibliche Leiche«, erwidert Meier und zeigte zur Havel hinunter. »Sie liegt da unten im Ufergebüsch. Todeszeitpunkt im Moment noch unklar. Ein Radfahrer hat sie gefunden, er musste mal und ist deshalb hier runter ins Gebüsch gegangen. So, wie es aussieht, war sie joggen. In der Tasche ihrer Sporthose haben wir nur einen Schlüssel, wahrscheinlich den Haustürschlüssel und ein paar Münzen gefunden. Wir wissen deshalb noch so gut wie nichts über die Frau.«

»Todesursache?«

Der Mann von der KTU verzieht das Gesicht und wiegt den Kopf hin und her.

»Das ist ja gerade das Problem. Sie ist ertrunken, das ist absolut sicher, aber die Umstände sind etwas seltsam.«

Sobik wird augenblicklich hellhörig.

»Was meinen Sie mit seltsam?«

»Die Frau ist angezogen wie jemand, der regelmäßig joggt, sie wirkt auch sonst ziemlich sportlich. Deshalb frage ich mich, wie es kommt, dass so jemand hier ertrinkt, obwohl das Wasser an dieser Stelle kaum mehr als kniehoch ist. Aber das ist noch nicht alles.«

»Sondern?«

KTU Meier schluckt sichtlich. Sobik sieht ihm deutlich an, dass es da irgendetwas gibt, das den Mann völlig überfordert. Balcke hingegen ist weniger rücksichtsvoll. Als Meier nach gefühlten fünf Minuten immer noch herumdruckst, blafft er ihn wie einen Schuljungen an, den der Rektor beim Abschreiben erwischt hat.

»Mein Kollege hat dich was gefragt, also was ist jetzt?«

Meier windet sich unter Balckes Blicken wie ein Aal.

»Den Spuren nach hat sie jemand mit der Hand am Hals gepackt und ihren Kopf so lange unter Wasser gehalten, bis sie ertrunken ist.«

»Und?«, fragt Sobik, der sofort spürt, dass dies noch nicht alles ist.

Meier senkt den Kopf, während er dem Kriminalhauptkommissar mit bedrückter Stimme antwortet: »Den Abdrücken im Flussbett nach muss ihr Mörder im Wasser auf sie gelauert haben.«

»Was?« schnappt Sobik ungläubig. »Sie wollen uns doch wohl nicht weismachen, dass sich hier einer in die Havel legt, an einer Stelle, die kaum kniehoch ist, und dann darauf wartet, dass jemand zu ihm ins Wasser kommt, damit er diese Person ertränken kann? Ist das nicht ein bisschen weit hergeholt?«

»Die Spuren weisen aber alle darauf hin«, erwidert Meier fast trotzig. »Aber da ist noch etwas. Durch die Hitze der letzten Tage ist die Havel inzwischen so warm wie Pisse, aber nicht an der Stelle, an der die Tote gelegen hat. Dort liegt die Temperatur knapp über dem Gefrierpunkt!«

Balcke lacht schrill. »Bei dem Wetter? Sag mal, kiffst ihr eigentlich morgens in der KTU?«

Sobik sagt nichts, der Hinweis auf das ungewöhnlich kalte Wasser stimmt ihn jedoch nachdenklich. Als er bei Lena am Tatort stand, verspürte er auch eine ungewöhnliche Kälte.

Jetzt ist wohl auch an diesem Tatort zu spüren, aber diesmal scheint es Beweise für das ungewöhnliche Phänomen zu geben.

Ohne sich um die beiden anderen zu kümmern, hastet er

die Uferböschung hinunter und steuert auf eine Gruppe Männer in weißen, faserfreien Ganzkörperanzügen zu, die dort scheinbar jeden Quadratzentimeter Boden Millimeter für Millimeter genauestens unter die Lupe nehmen.

»Verschwinde!«, bellt einer von ihnen, als er ihn herankommen sieht. »Der Tatort ist noch nicht freigegeben.«

Sobik greift in die Hosentasche, um seinen Dienstausweis herauszuholen, als der Nachbar des Sprechers eine beruhigende Handbewegung macht und dann in Sobiks Richtung zeigt.

»Lass mal Alex, den kenn ick. Das ist Sobik vom Dezer-nat 11, der weiß, dass er hier nicht durch die Gegend stolpern darf.«

Dann richtet er sich auf und kommt auf den Kriminalhauptkommissar zu.

»Lass mich raten«, sagt der Mann, von dem Sobik weiß, dass er Schulze heißt. Er kennt ihn zwar nicht persönlich, aber er hat ihn schon ein paar Mal im LKA gesehen und dabei mitbekommen, mit welchem Namen ihn seine Kollegen dabei angeredet hatten.

»Du bist wohl nur hier runter gekommen, weil dich Meyers Gefasel von dem Eiswasser neugierig gemacht hat, wa?«

»Ja, aber nicht nur deswegen.«

Der Mann nimmt die Kapuze seines Ganzkörperanzuges vom Kopf und legt seine Stirn in Falten.

»Sondern?«, fragt er seltsam gedehnt.

Sobik zeigt auf die Friedhofsmauer, die am gegenüberliegenden Ufer an der Havel entlang verläuft.

»Da drüben hat man, ungefähr auf gleicher Höhe wie

hier, vorgestern ebenfalls eine weibliche Leiche entdeckt. Als ich an den Tatort kam, war es dort so kalt, dass ich fast gefroren habe. Da ich aber anscheinend der Einzige war, der die Kälte gespürt hat, hielt ich das zunächst für Einbildung, bisher jedenfalls. Aber jetzt kommen Sie daher und erzählen mir am Tatort der zweiten Leiche was von eiskaltem Wasser.«

Schulze pfeift hörbar durch die Zähne. »Hört, hört, das is ja ein Ding.«

»Also, was hat es damit auf sich?«

»Keine Ahnung, ich bin zur Spurensicherung an den Tatort gerufen worden, lief dann hier herunter, ging zu der Leiche ins Wasser und bekam fast nen Herzschlag. Das Wasser war so kalt, das glaubste nicht. Sowohl vor als auch nach der Stelle, an der die Leiche im Wasser gelegen hat, waren es fast zwanzig Grad, am Tatort selber aber keine zwei. Inzwischen sind es zwar fast wieder zehn Grad, aber das ist immer noch nicht normal. Keine Ahnung, was das hier sein soll. Kommt mir alles irgendwie seltsam vor, sehr seltsam.«

*

Egon Leitz erwacht mitten in der Nacht und erstarrt. Obwohl noch im Halbschlaf glaubt er zu hören, dass da jemand im Haus ist. Der Friedhofsangestellte setzt sich im Bett auf und lauscht in die Dunkelheit hinein. Aber alles, was er vernehmen kann, ist das Donnern des nahen Gewitters, das Krachen der Blitze und den Regen, der fast senkrecht auf sein kleines Häuschen am Rand des Fried-

hofs prasselt, das ihm die Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt hat.

Das Unwetter kommt für ihn nicht überraschend, nach den fast tropischen Temperaturen der letzten Tage war dieses Hitzegewitter eigentlich nur noch eine Frage der Zeit. Trotzdem vermeint er außer dem typischen Lärm, das solch ein Unwetter mit sich bringt, noch irgendwelche anderen Geräusche zu hören. Verdächtige Geräusche!

Er wirft die Bettdecke zurück und setzt seine nackten Füße auf den Boden.

Dann blickt er aus dem Schlafzimmerfenster und lauscht erneut. Doch draußen ist nichts als Dunkelheit, schwarzer, sternenloser Himmel und das Prasseln des Regens und drinnen nur Stille, tiefe, undurchdringliche Stille.

Dennoch ist sich Egon Leitz sicher, etwas gehört zu haben.

Er steht auf und knipst die Nachttischlampe an. Dabei fällt sein Blick auf das Kruzifix, das daneben auf dem Beistelltischchen liegt. Es ist ein einfaches Kreuz aus Zinn, kaum mehr als handgroß, schlicht gehalten und ohne jegliche Verzierung.

Lediglich auf dem horizontalen Kreuzarm ist eine Inschrift zu sehen, seltsame Zeichen, die keinen Sinn ergeben. Er nimmt das Kreuz an sich und wiegt es kurz in der Hand. Leitz weiß, dass es eigentlich völliger Unsinn ist, dennoch bildet er sich ein, dass sich seine überreizten Sinne beruhigen, kaum dass er das Metall berührt hat.

Er wirft noch einmal einen Blick auf das Kreuz und geht dann nachdenklich vom Schlafzimmer aus in den Flur hinaus. Obwohl alles ruhig zu sein scheint, will er sich trotz-

dem überzeugen, ob in den anderen Zimmern auch alles in Ordnung ist. Als Erstes steuert er das Wohnzimmer an, ein schmaler kleiner Raum wie alle anderen Räume auch in dem kleinen Friedhofshäuschen.

Egon öffnet leise die Tür und streckt die Hand nach dem Lichtschalter aus, als es im selben Moment draußen blitzt und das schwefelgelbe Licht für die Dauer eines Lid-schlags den Raum erhellt.

Das alles geschieht im Bruchteil einer Sekunde, aber die kurze Zeitspanne genügt ihm, um das kopfgroße Schattengebilde zu erkennen, das in Höhe seiner Augen durch den Raum huscht.

Leitz schreit erschrocken auf, während seine Hand mit dem Kreuz automatisch in die Höhe schießt.

Augenblicklich wird das ganze Zimmer von unwirklichem, grellgelbem Licht geflutet.

Ungläubig sieht Leitz mit an, wie dieses schattenhafte Etwas vor seinen Augen zerfließt und sich dann wieder zusammenballt.

Dann hört er eine Stimme.

WAGE ES NICHT, DAS KREUZ ZU BENUTZEN,
ELENDER!

Leitz stöhnt gequält auf, seine Hand, die das Kreuz hält, scheint plötzlich in Flammen zu stehen, während der Schatten erneut zerfasert und sich dann endgültig auflöst.

In seinen Ohren dröhnt die Stimme erneut.

ES IST NOCH NICHT ZU ENDE, WIR KOMMEN WIE-
DER!

Dann ist von einer Sekunde zur anderen alles vorbei.

Kein Schatten mehr, keine Stimme, kein gelbes Licht.

Nur ein Brandfleck auf dem Holzboden mitten im Wohnzimmer und eine Handvoll grünes Etwas, das aussieht wie gefärbte Asche, ist alles, was noch an das seltsame Geschehen erinnert, das sich vor wenigen Sekunden hier abgespielt hat.

Leitz macht einen Schritt zurück, geht wie in Trance auf das Telefon zu, das im Flur auf dem Schuhschränkchen steht, und legt dort das Kreuz ab. Er benötigt drei Versuche, bis es ihm mit seinen zitternden Händen endlich gelingt, die 110 zu wählen.

Er ahnt, nein, er weiß, was geschehen ist, und dieses Wissen macht ihm Angst.

Als sich Sekunden später am anderen Ende der Leitung eine männliche Stimme meldet, sagt er nur: »Ich weiß, wer die beiden Frauen beim Friedhof am Grunewalder Forst ermordet hat.«

*

Das Läuten seines Diensthandys reißt ihn jäh aus dem Schlaf.

Es ist 03 Uhr 15, wie ihm ein kurzer Blick auf die gelben Leuchtziffern seines Radioweckers aufzeigt. Es dauert deshalb etwas länger, bis er das Handy auf dem Nachttisch ertastet.

»Sobik«, meldet er sich verschlafen.

»Karschinsky. Leitzentrale LKA 1. Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie störe, aber da ist gerade ein Notruf eingegangen.«

Sobik glaubt, seinen Ohren nicht zu trauen.

In Berlin gehen jede Nacht Hunderte von Anrufen in der Notrufzentrale ein. Warum ruft dieser Arsch ausgerechnet ihn an und nicht den Einsatzdienst oder die Feuerwehr?

Bevor er sich aber eine scharfe Antwort zurechtlegen kann, redet der Mann ungefragt weiter.

»Der Anrufer will den zuständigen Beamten sprechen, der für die toten Frauen am Grunewalder Forstfriedhof zuständig ist. Er behauptet, dass er den Täter kennt.«

Die Worte wirken auf Sobik wie eine eiskalte Dusche.

Der Kriminalhauptkommissar ist von der einen Sekunde auf die andere hellwach.

»Stellen Sie durch!«

Es knackt kurz in der Leitung, dann hat er den Mann am Hörer.

»Kriminalhauptkommissar Sobik, mit wem spreche ich bitte?«

»Leitz, Egon Leitz, Sie müssen sofort kommen. Man hat vor einer halben Stunde bei mir eingebrochen und ich weiß jetzt, wer die beiden Frauen getötet hat. Ich habe einen von ihnen erwischt.«

»Langsam, langsam«, sagt Sobik.

Er kennt diesen Namen, er hat die Vernehmungsprotokolle zu beiden Fällen gelesen und weiß deshalb, dass Leitz der Gärtner und Grabpfleger vom Grunewalder Forstfriedhof ist.

»Wo genau sind Sie?«

»Bei mir zuhause, das Gebäude der Friedhofsverwaltung ist am ...«

»Ich weiß, wo das ist«, unterbricht ihn Sobik.

»Sind Sie allein?«

»Ja«

»Gut, dann schließen Sie Ihre Haustür ab und warten, bis ich komme. Aber vor allen Dingen rühren Sie nichts an. Verstehen Sie mich, nichts anfassen, nicht, dass Sie irgendwelche Spuren verwischen. Ich bin in einer halben Stunde bei Ihnen.«

Nachdem ihm Leitz versprochen hat, sich an seine Anweisungen zu halten, beendet Sobik das Gespräch, geht in die Küche, schaltet die Kaffeemaschine ein und begibt sich ohne Umweg unter die Dusche. Fünfzehn Minuten und zwei Espresso später rast Sobik mit seinem Dienstwagen durch die nächtlichen Straßen.

In der Hauptstadtmetropole pulsiert das Leben zwar Tag und Nacht, aber irgendwann muss auch Berlin einmal schlafen. Morgens um 3 Uhr 35 machen das auch die meisten, vor allem in den etwas abgelegeneren, vornehmeren Gegenden, insbesondere im Grunewalder Villenviertel.

So ist es auch heute und deshalb benötigt Sobik nicht siebzig Minuten bis zu dem Haus, in dem Egon Leitz wohnt, sondern nur fünfundzwanzig. Er hat seinen Wagen kaum auf dem Parkplatz vor dem Friedhofsgelände abgestellt und ist ausgestiegen, als im Verwaltungsgebäude im Erdgeschoss auch schon Licht angeht und die Eingangstür aufgerissen wird. Sekunden später erscheint ein Mann auf der Türschwelle und rennt mit beiden Händen winkend auf den Parkplatz, kaum dass er Sobik gesehen hat.

»Kommissar Sobik?«, fragt er keuchend, noch bevor er vor dem Beamten zum Stehen kommt.

Der Kriminalhauptkommissar nickt.

»Schnell! Kommen Sie!«

Sobik hat Mühe, dem Mann zu folgen, der sich bereits wieder abgewandt hat und mit weit ausgreifenden Schritten auf den Hauseingang zueilt. Drinnen stapft Leitz wortlos durch den dahinterliegenden Gang und bleibt schließlich vor einer Tür stehen. Er macht sie auf, betätigt den Lichtschalter, der drinnen direkt neben dem Eingang an der Wand angebracht ist, und deutet dann mit der Rechten einladend durch den Flur auf eine offen stehende Tür.

»Da vorne liegt er, mitten im Wohnzimmer!«

Sobik nickt und geht, die Rechte auf dem Griff seiner Dienstwaffe, vorsichtig hinein. Doch schon nach dem zweiten Schritt bleibt er unschlüssig stehen und sieht sich fragend um. So sehr er sich auch bemüht, er kann nicht die geringste Spur von dem Einbrecher entdecken, den Leitz angeblich erwischt hat.

»Wo denn? Hier ist niemand.«

Leitz tritt neben ihn und zeigt mit der Hand auf einen Brandfleck auf dem Boden, der Spuren einer grünen, Asche ähnlichen Substanz aufweist.

»Na da!«

Einen Moment lang starrt Sobik völlig konsterniert auf den Brandfleck, dann spürt er, wie allmählich Ärger in ihm aufsteigt.

Als er sich Leitz zuwendet, ist dieser Ärger inzwischen so groß, dass er befürchtet, jeden Moment vor Wut zu platzen.

»Wollen Sie mich verarschen!«, schnappt er böse. »Sie rufen mitten in der Nacht bei uns in der Leitstelle an und behaupten, Sie wüssten, wer die beiden Frauen am Fried-

hof getötet hat. Weiterhin geben Sie an, dass man deshalb bei Ihnen eingebrochen hat, Sie aber den Täter erwisch haben. Ich rase also nachts kurz nach 3 wie ein Verrückter durch halb Berlin, um Ihnen zur Hilfe zu kommen, und alles, was Sie mir zeigen, ist ein Brandfleck auf dem Fußboden und eine Handvoll grüner Staub. Sagen Sie mal, ticken Sie eigentlich noch richtig?«

»Ich wusste doch nicht, dass die Seelenschatten gleich zu Staub zerfallen, wenn ich ihnen mein Kreuz entgegenstrecke.«

Sobik bleibt einen Moment lang mit offenem Mund stehen und mustert den Friedhofsgärtner perplex. Es dauert geraume Zeit, bis er seine Sprache wiederfindet.

»Moment, Moment, was soll das jetzt heißen? Am Telefon sagten Sie etwas von Einbrechern und dass Sie einen von ihnen erwisch haben, und jetzt reden Sie irgendetwas von Schatten, die zu Staub zerfallen und einem Kreuz. Wissen Sie was, Herr Leitz, ich denke, es ist wohl besser, wenn ich jetzt einen Arzt anrufe statt meine Kollegen von der Kripo.«

Erstaunt stellt Sobik fest, dass es Leitz nicht im Geringssten berührt, was er ihm gerade eben an den Kopf geworfen hat. Im Gegenteil, der Mann richtet sich auf, strafft die Schultern und antwortet beinahe empört: »Sie wollen mir also nicht glauben? Gut, dann hole ich jetzt das Kreuz, das ich in der Flurgarderobe neben das Telefon gelegt habe, um die Polizei anzurufen. Danach werden wir sehen, ob ich ein Spinner bin oder nicht.«

Er dreht sich auf dem Absatz um und geht in den Flur hinaus, während Sobik seine Mundwinkel zu einem abfäl-

ligen Grinsen verzieht. Ein Grinsen, das ihm jedoch im gleichen Moment aus dem Gesicht fällt, als Leitz mit dem Kreuz zurückkommt.

Der Friedhofswärter ist kaum einen Schritt weit ihm Wohnzimmer, als die Haut über Sobiks Narben sich beim Anblick des Kreuzes zusammenzuziehen beginnt.

»Woher haben Sie das Kreuz?«, fragt Sobik überrascht, denn je näher Leitz mit dem Kreuz auf ihn zukommt, umso wärmer wird seine Haut und umso deutlicher bemerkt er, wie es auf seinem Unterarm zu kribbeln beginnt, als hätte sich dort eine ganze Armada von Ameisen eingefunden.

Ohne zu antworten, hebt Leitz das Kreuz an und musterte es für einen Moment mit verklärtem Gesicht beinahe ehrfurchtsvoll.

»Das habe ich von Pfarrer Burkowitz geschenkt bekommen, aber das ist bestimmt schon zwanzig Jahre her. Warum fragen Sie?«

»Weil ich glaube, dass es kein gewöhnliches Kreuz ist.«

Leitz zuckt unwillkürlich zusammen.

»Wo... woher wissen Sie das?«

»Weil ich es spüre. Irgendwie habe ich das Gefühl, als wäre es von einer, wie soll ich sagen, Aura umgeben. Lachen Sie mich jetzt bitte nicht aus, aber ist es vielleicht möglich, dass von diesem Kreuz irgendwelche Schwingungen ausgehen?«

Das Gesicht von Leitz wird augenblicklich ernst. »Wie kommen Sie darauf?«

Sobik antwortet nicht sofort, sondern deutet auf den Brandfleck.

»Kann es sein, dass ihr Kreuz dafür verantwortlich ist?«
»Ich sag jetzt gar nichts mehr und Sie gehen jetzt am besten wieder.«

*

Sobik hat eine viel zu kurze Nacht hinter sich, als er im LKA ankommt.

Er war kurz vor 23 Uhr schlafen gegangen, bis ihn Karschinsky in der Leitzentrale um 3 Uhr 15 geweckt hat. Als er um 4 Uhr 50 Leitz verlässt und vom Verwaltungsgebäude des Friedhofs nach Hause fährt, sind es noch genau einhundert Minuten Zeit, bis sein Wecker klingelt.

Er hat um 7 Uhr 30 eine Lagebesprechung zu den beiden Mordfällen im Grunewalder Forstfriedhof einberufen.

Nur zu gerne hätte er noch ein oder zwei Stündchen auf seiner Couch verbracht, aber es geht nicht, ihm und seinem Team brennt die Zeit unter den Nägeln. Er weiß, dass er und seine Kollegen so schnell wie möglich Ergebnisse liefern müssen.

Mecke sitzt ihnen bereits im Nacken.

Also beginnt der Tag für ihn nicht mit einer kalten Dusche und einem ausgiebigen Frühstück, sondern mit zwei Espressos und einer Aspirin auf nüchternen Magen, um die Müdigkeit und das immer stärker werdende Klopfen in seinen Schläfen zu vertreiben.

Die Temperaturen, die an diesem Morgen schon wieder an der fünfundzwanzig Grad Marke kratzen, machen seine Stimmung auch nicht besser, im Gegenteil, sie verstärken sogar das Klopfen in seiner Schläfenpartie.

Er ist also in einer dementsprechenden Stimmung, als er kurz nach sieben das Büro betritt und seine Aktentasche neben dem Schreibtisch abstellt. Zwei von seinen Kollegen, Berger und Hallich, sind bereits da und kurz darauf erscheint auch Balcke, murmelt ein allgemeines »Guten Morgen« und setzt sich gegenüber Sobik auf seinen Stuhl.

Offiziell beginnt ihr Dienst erst in zwanzig Minuten, aber Sobik weiß, warum seine Männer schon auf der Matte stehen. Meckes Drohung, sich in ihre Arbeit einzumischen, hängt seit gestern wie ein Damoklesschwert über dem ganzen Dezernat.

»Fangen wir an«, sagt Sobik, als er sieht, dass sämtliche Blicke auf ihn gerichtet sind. »Was haben wir bis jetzt?«

»So gut wie nichts«, meldet sich Balcke. »Keine Spuren, keine verwertbaren Zeugenaussagen, keinerlei erkennbares Motiv, nur unsere Erfahrung, die uns sagt, dass hier irgendetwas oberfaul ist. Aber damit können wir bei Mecke nicht punkten.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte nicken die anderen mit besorgten Blicken.

»Was gibt's Neues aus der KTU?«

»Schulze müsste in den nächsten fünf Minuten aufkreuzen«, sagt Balcke nach einem kurzen Blick auf seine Armbanduhr. »Er hat gestern Abend noch eine Mail geschrieben, dass er die Abschlussberichte für beide Fälle kurz nach halb acht vorlegen will.«

Balcke hat kaum ausgesprochen, als es auch schon an der Tür klopft.

Die Männer sehen auf, aber es ist nicht Schulze von der KTU, der in das Büro kommt, sondern ein uniformierter

Beamter.

Sobik verzieht das Gesicht, als hätte er eine schleimige Kröte verschluckt, kaum dass er den Mann erkennt. Es ist Karschinski von der Leitzentrale, dessen Dienst in einer halben Stunde zu Ende geht. Derselbe Mann, der ihn um kurz nach drei in der Früh aus dem Bett geklingelt hat, platzt jetzt auch noch ungefragt in seine interne Besprechung.

Sobik überlegt gerade, ob er ihn gleich erschlagen soll oder erst später, als ihm plötzlich auffällt, wie seltsam sich der Mann nach dem Betreten ihres Büros benimmt.

Er steht nicht aufrecht und sagt, warum er hier hereingelplatzt ist, sondern lehnt gekrümmt am Türrahmen und verzieht das Gesicht, als hätte er Magenschmerzen.

Seine Stimme ist nur ein Flüstern, als er Sobik ansieht.

»Es hat einen dritten Toten im Grunewalder Forstfriedhof gegeben«, sagt er tonlos.

»Wer?«

»Leitz, der Friedhofsgärtner. Der Anruf kam gerade eben herein. Sein Haus sieht aus, als wäre dort eine Bombe explodiert. Mecke weiß bereits Bescheid, er hat angeordnet, dass Sie mit Balcke zusammen rausfahren und die Ermittlungen leiten.«

Er hat kaum ausgedet, als sich Sobik zusammen mit Balcke auf dem Weg zu ihrem Dienstwagen befindet, der im Innenhof auf dem Parkplatz steht.

Mit Blaulicht und Sirene treffen sie keine halbe Stunde später am Tatort ein.

Sie können das Chaos bereits von Weitem erkennen.

In der Nähe des Verwaltungsgebäudes parken ein hal-

bes Dutzend Streifenwagen, dazwischen ein Notarztwagen und zwei Einsatzfahrzeuge der Feuerwehr. Überall blinken Blaulichter und aus der Ferne sind die immer lauter werdenden Sirenen weiterer Rettungswagen zu hören.

Sobik lenkt den Dienstwagen an den Straßenrand, stellt den Motor ab und zieht den Wagenschlüssel aus dem Zündschloss.

Er und Balcke sehen sich noch einmal an, bevor sie das Fahrzeug verlassen.

Ihre Blicke sind vielsagend, dennoch spricht keiner von ihnen auch nur ein Wort.

Der Eingang zum Verwaltungsgebäude des Friedhofs ist ein riesiges Loch, die davor liegende Tür nur noch ein armseliges Gebilde, das höchstens noch als Brennholz verwendet werden kann.

Davor hat sich eine Kette aus Polizisten gebildet, am Tatort selbst wimmelt es nur so von den Männern der Spurensicherung und Rechtsmedizin. Ein Polizeifotograf für Übersichtsaufnahmen befindet sich auch unter ihnen.

Die Gesichter der Polizisten sind ernst und verkniffen, aber das verwundert Sobik nicht.

Es sind zwölf Beamte, die eine Kette mit ihren Körpern gebildet haben, um die sensationslüsterne Menge der Gaffer, die mit jeder Minute größer wird, am Zutritt zum Tatort zu hindern. Ein Dutzend Polizisten gegen inzwischen bereits über fünfzig Schaulustige.

Die Menschen wirken wie aufgedreht, sie schreien, brüllen und lachten durcheinander. Einige werden sogar aggressiv, als die Polizei sie daran hindert, mit ihren hochgehaltenen Handys Bilder vom Tatort zu machen oder

diesen sogar zu betreten.

Sobik packt die kalte Wut, als er bemerkt, wie drei der Gaffer, die offensichtlich besonders wild darauf aus sind, das Geschehen mit ihren Handys aufzuzeichnen, es augenscheinlich darauf anlegen, die Polizeikette zu durchbrechen.

Einem von ihnen, es ist der größte des Trios, gelingt es tatsächlich, direkt vor ihm die Kette der Polizisten zu überwinden. Mit triumphierendem Geschrei will er auf das Haus zulaufen, aber er hat die Rechnung ohne Sobik gemacht.

Der Kriminalhauptkommissar fährt einfach sein Bein aus.

Er kennt solche Typen zur Genüge und weiß, dass sie nicht anders aufzuhalten sind.

Der Mann stolpert und kracht durch den Schwung seiner Bewegung mit voller Wucht mit dem Gesicht voraus auf den Boden. Er ist jedoch ziemlich hart im Nehmen, denn er bleibt nur für einen Augenblick liegen. Dann schüttelt er kurz den Kopf und stemmt sich wieder in die Höhe. Hass glimmt in seinen Augen, als er Sobik ins Visier nimmt.

Bevor der Kriminalhauptkommissar auch nur ein Wort sagen kann, stürmt der Mann fluchend auf ihn zu und versucht ihn mit einem wilden Schwinger von den Beinen zu holen. Er ahnt jedoch nicht, dass er bei diesem Beamten an den Falschen gerät.

Sobik hat weder die Zeit noch die Lust sich auf eine längere Diskussion einzulassen.

Er lässt den Schwinger des Mannes mit einer Körperdre-

hung ins Leere laufen und antwortet ihm mit einem humorlosen Leberhaken.

»Umpf«, macht der Mann und wechselt die Gesichtsfarbe.

Dann krümmt er sich zusammen und geht langsam, aber unaufhaltsam in die Knie.

»Verhaften und Handschellen anlegen«, sagt Sobik zu dem Polizisten, neben dem der Mann durch die Abspernung gebrochen ist.

»Die Anklage lautet Landfriedensbruch, Behinderung der Rettungskräfte, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Angriff auf einen Polizeibeamten.«

Dabei dreht er sich um und deutet auf die anderen Schaulustigen.

»Stellen Sie die Personalien der Leute fest, damit wir ihnen ebenfalls eine Vorladung für das Amtsgericht zuschicken können.«

Sobik hat laut genug gesprochen, damit auch jeder seine Worte verstehen kann.

Die Wirkung seiner Ansprache ist nach den ersten Ausweiskontrollen frappierend. Es dauert keine fünf Minuten, bis der Parkplatz bis auf fünf Personen, die sich als Zeugen gemeldet haben, wie leer gefegt ist.

Zufrieden macht sich Sobik mit seinem Kollegen Balcke auf den Weg zum Haus, indessen er hört, wie hinter ihm jemand sagt: »Endlich mal einer von den Oberen, der die Eier hat, diesen Gaffern zu zeigen, wo der Hammer hängt.«

Trotz der prekären Umstände kann Balcke nicht verhindern, wie sich ein schmales Lächeln in sein Gesicht stiehlt,

während er mit Sobik auf das Haus zugeht.

»Wusste gar nicht, dass du auch bei den Streifenpolizisten einen Fanklub hast.«

Sobik sagt nichts dazu, aber irgendwie wirkt der Blick in seinen Augen wie ein emporgestreckter Mittelfinger.

Kurz darauf betreten sie das Gebäude.

Das Loch am Eingang ist so groß, dass sie beide Schulter an Schulter nebeneinander eintreten können, ohne sich gegenseitig zu behindern. Sie haben die Wohnung von Leitz kaum betreten, als Sobik unwillkürlich die Luft anhält. Wohin er auch blickt, überall herrscht nur Chaos und Zerstörung. Die Flurgarderobe liegt zu Kleinholz verarbeitet verstreut auf dem Boden, das Telefon gleicht einem eingeschmolzenen, schwarzen Kunststoffklumpen und an den Wänden ist ein Brandfleck nach dem anderen zu sehen.

Im Wohnzimmer sieht es nicht besser aus.

Überall liegen Trümmer der ehemaligen Einrichtung, hier Teile eines Wohnzimmerschranks, die aussehen, als hätte man sie mit einer Kettensäge bearbeitet, dort ein Sofa, das offensichtlich eine wild gewordene Elefantenherde als Spielzeug benutzt hat, und überall zersplittertes Holz, geborstenes Glas und Reste eines Porzellangeschirrs.

Aber das ist nicht der Grund, warum Sobik unwillkürlich die Luft angehalten hat, es ist das weiße Tuch, das mitten in den Trümmern auf dem Boden ausgebreitet ist und unter dem sich deutlich die Umrisse einer menschlichen Gestalt abzeichnen.

Sobik schluckt.

Er muss kein Hellseher sein, um zu wissen, wer sich un-

ter dem Tuch befindet.

Sein Blick irrt suchend durch das Chaos, bis er schließlich einen der Männer erkennt, die in den für die KTU typischen weißen Ganzkörperanzügen durch den Raum stiefeln.

»Morgen Schulze, kann ich näher kommen?«

Der Angesprochene hebt den Kopf, runzelt einen Moment lang die Stirn und grinst dann, als er ihn erkennt.

»Morgen Sobik, ja kannst du, der Tatort ist freigegeben.«

Sobik nickt dankend und bahnt sich dann vorsichtig, um ja nicht in irgendwelche Scherben oder zerborstene Möbelreste zu treten, einen Weg durch das Trümmerfeld.

»Weißt du schon irgendwas Genaues?«, fragt er Schulze, der sich inzwischen kopfschüttelnd über ein am Boden liegendes metallenes Kruzifix gebeugt hat, das aussieht, als hätte man versucht es einzuschmelzen.

Sobik zuckt unwillkürlich zusammen.

Auch wenn das Kreuz in Schulzes Händen nicht viel mehr als ein Klumpen Schrott ist, erkennt er es sofort. Es ist dasselbe Kreuz, von dem Leitz behauptete, dass er damit den Schatten erlegt hat.

Schulze hat inzwischen mehrmals mit den Fingerspitzen prüfend über das Metall gestrichen und dabei mehrmals den Kopf geschüttelt.

Als er Sobiks Blick bemerkt, nimmt er den Metallklumpen hoch und hält ihm diesen vors Gesicht.

»Hast du so was je schon mal gesehen? Das Ding ist aus Zinn, der Stempelung nach fast aus reinem Zinn. Das hat einen Schmelzpunkt von etwas über 290 Grad. So, wie das Kreuz verformt ist, müssen der oder die Täter mit einem

Flammenwerfer durch das Haus gezogen sein, anders kann ich mir das hier nicht erklären.«

»Das ist aber ziemlich starker Tobak«, sagt Sobik.

Schulze schüttelt wieder den Kopf, allem Anschein nach ist dies momentan so etwas wie seine Lieblingsbeschäftigung.

»Dann sieh dir mal die Wände an!«

Sobik dreht den Kopf und erstarrt.

Leitz hat die Wände seines Wohnzimmers nicht tapeziert, sondern mit einem weißen, grobkörnigen Rauputz versehen, der dem Raum zusammen mit den schlichten Holzmöbeln ein rustikales Flair verlieh. Jedenfalls bevor sich die Einrichtung in ein Trümmerfeld verwandelt hat.

Deshalb sind die unzähligen Brandflecke, die sich über die weiß verputzten Mauern hinweg ziehen, auch deutlich zu sehen. Die Wände sehen aus, als hätte sie jemand stundenlang mit einem Bunsenbrenner bearbeitet.

*

»Nehmen Sie Platz!«

Kriminaloberrat Holger Mecke sieht flüchtig von dem Aktenordner auf, der aufgeschlagen vor ihm liegt, nickt flüchtig und deutet dann mit einer knappen Handbewegung auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch.

»Gut, dass sie so schnell gekommen sind«, schnarrt er, indes Sobik auf dem Stuhl Platz nimmt.

Sobik sagt dazu nichts, was hätte er auch darauf erwidern sollen, nachdem einer von Meckes persönlichen Mitarbeitern am Tatort beim Friedhof auftauchte und ihm

auftrag, dass er sich bei dem Kriminaloberrat zu melden hat.

Und zwar sofort!

Sobik hasst derlei Aufforderungen, auch wenn sie von einem Vorgesetzten kommen, aber noch mehr hasst er es, dass ihn Mecke wie einen Schuljungen warten lässt, während er provozierend langsam in seinen Akten blättert. Zähneknirschend wartete er ab, bis genug Zeit verstrichen ist, seinen Vorgesetzten anzureden, ohne als unhöflich zu gelten.

»Ich bin so schnell gekommen, wie es mir möglich war. Unser Dezernat versinkt im Moment in Arbeit.«

Mecke schenkt ihm daraufhin einen giftigen Blick, klappt den Aktenordner zu und lehnt sich in seinem Ledersessel zurück.

»Nur zu Ihrer Information, ich war bis weit nach Mitternacht im Rathaus bei einer Besprechung mit dem Bürgermeister und dem Polizeipräsidenten und sitze bereits seit kurz nach sechs wieder hier in meinem Büro. Also erzählen Sie mir nicht, dass Sie der Einzige sind, der in Arbeit ertrinkt.«

Dann beugt er sich vor und mustert Sobik aus schmalen Augen.

»Und jetzt raten Sie mal, um was es in dieser Besprechung ging.«

Sobik muss überhaupt nicht raten, der gehässige Blick des Kriminaloberrats spricht Bände.

»Um die Mordfälle im Grunewalder Forstfriedhof, die Zeitungen berichten ja seit Tagen von nichts anderem mehr.«

Mecke verzieht sein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen.

»Genau, und zwar nur um diese Morde. Drei Tote innerhalb von vier Tagen und alle auf diesem Friedhof. Und was haben wir? – Nichts!«, sagt Mecke nach einem Moment des Schweigens.

»Nicht einmal den Ansatz einer Spur. Stattdessen lässt der zuständige Kriminalhauptkommissar die KTU morgens um 3 grünen Dreck einsammeln und im Labor analysieren und die Wassertemperaturen in der Havel überprüfen. Wenn Sie meinen, dass Sie das Dezernat für Ihre Hirngespinnste einspannen können, dann haben Sie sich geschnitten. Der Bürgermeister hat für übermorgen eine Pressekonferenz im Rathaus einberufen, und wenn wir bis dahin nicht irgendwelche Beweise oder einen Täter vorweisen können, dann kann es sein, dass man im LKA Teile des Personals austauscht, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Bei allem Respekt, Herr Kriminaloberrat«, sagt Sobik sanft, aber bestimmend. »Dieser grüne Dreck, wie Sie ihn nennen, ist kein Hirngespinnst. Im Labor in der KTU laufen sie jetzt noch im Kreis, weil sie diese Substanz nicht zuordnen können. Es scheint, als wäre sie nicht von dieser Welt. Auch die Wassertemperaturen in der Havel sind mehr als ungewöhnlich. Niemand kann sich daran erinnern, dass es in einem fließenden Gewässer auf einer Länge von vier Metern ohne äußerliche Einflüsse jemals zu einem Temperaturunterschied von zwanzig Grad gekommen ist. Und denken Sie nur an die seltsamen Brandflecke, die wir überall im Haus von Egon Leitz entdeckt haben.

Sie müssen zugeben, dass dies alles mehr als seltsam ist.«

Mecke macht eine abwertende Handbewegung.

»Blödsinn, bei der Untersuchung der grünen Substanz hat sich bestimmt ein Fehler eingeschlichen und bei den Wassertemperaturen hat man vermutlich nicht korrekt nachgemessen. Bei der KTU arbeiten auch nur Menschen und keine Maschinen, und wenn man so unter Dauerstress steht wie diese Leute, macht man nun mal hin und wieder einen Fehler.«

Sobik weiß schon lange wie fast ein jeder in der Stadt, dass hier manche Behörden und Ämter ihre Arbeit in einer Art verrichten, die jedem ehrlichen Steuerzahler die Haare zu Berge stehen lassen. Was ihn aber jetzt entsetzt, ist mitzuerleben, wie jemand, der eben solchen Behörden vorsteht, dies auch noch zugibt und zu einer Bagatelle herabspielt.

Wut steigt in ihm hoch, während Mecke aufsteht, an das große Panoramafenster seines Büros tritt und die Arme hinter dem Rücken verschränkt.

»Ich gebe Ihnen und Ihrem Team noch genau 48 Stunden. Wenn Sie bis dahin nichts Handfestes vorweisen können, werde ich den Fall in andere Hände legen. Ich hoffe, wir haben uns verstanden!«

»Ja«, knurrt Sobik.

Seine Faust will unbedingt in Meckes Gesicht, aber er weiß, dass er damit nichts ändert. Er steht deshalb auf und verlässt den Raum, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Jedes weitere Wort wäre ein Wort zu viel.

Er betritt danach, bis in die Schuhspitzen hinein mit Wut erfüllt, sein Büro und berichtet den Kollegen von Meckes

Ultimatum.

Sekundenlang herrscht bedrückendes Schweigen.

Balcke ist schließlich der Erste, der seine Sprache wiederfindet.

»Und was machen wir jetzt?«

»Von der Mutter von Lena ist meiner Meinung nach nichts Verwertbares mehr zu erfahren, also fragen wir nochmals in der Schule nach, bei Lenas Lehrern, ihren Mitschülern, ihrem Freundeskreis. Dasselbe gilt für das Umfeld von Manuela Fischer und Egon Leitz, vielleicht haben wir irgendetwas übersehen.«

Sobik ist sich im Klaren darüber, dass diese endlosen und nervenden Routinebefragungen bei keinem in seinem Team einen Begeisterungssturm auslösen werden, aber er darf nichts unversucht lassen. Mecke, dem sie alle schon seit Langem ein Dorn im Auge sind, soll nicht derjenige sein, der zum Schluss lacht.

»Also los, Jungs«, sagt er und klatschte auffordernd in die Hände. »An die Arbeit, wäre doch gelacht, wenn wir dem Nilpferd nicht ein Schnippchen schlagen könnten.«

»Und was machst du?«, will Balcke wissen, während sich hinter ihm Berger und Hallich zum Aufbruch bereit machen und die Stühle an ihre Schreibtische zurückschieben.

»Ich?«, antwortet Sobik. »Ich werde versuchen, mit Burkowitz in Verbindung zu treten.«

»Wer zum Teufel ist Burkowitz?«

»Der ehemalige Pfarrer der Gemeinde von Grunewald. Wie mir Leitz in der Nacht, als ich bei ihm war, erzählte, scheint es da zwischen den beiden so etwas wie ein Ge-

heimnis zu geben.«

*

Josef Burkowitz ist ein hagerer, glatzköpfiger Mann mit schwarzen Knopfaugen, in denen trotz seiner inzwischen über siebzig Lebensjahre immer noch ein geradezu fanatisches Feuer lodert.

Er trägt einen dunklen Anzug mit weißem Hemd und dunkler Krawatte. Er sieht darin immer noch wie ein Pfarrer aus, der gerade auf dem Weg zur Kanzel ist, um eine Predigt zu halten. Sein Blick ist mehr als abweisend, nachdem er seine Wohnungstür just in dem Moment öffnet, in dem Sobik mit seinem Daumen gerade ein viertes Mal auf die Klingel drücken will.

»Ich kaufe nichts, weder ein Zeitungsabo noch irgendeine Versicherung und schon gar nicht an der Haustür. Also gehen Sie wieder.«

Da die Tür nur so weit offensteht, wie es die Kette des dahinter angebrachten Sperrriegels zulässt, ist Sobik sofort klar, dass er dem Mann schnellstens einen gewichtigen Grund geben muss, damit er ihm die Tür nicht wieder vor der Nase zuschlägt. Denn dann, das weiß er aus Erfahrung, kann er hier bis zum Jüngsten Tag stehen und klingeln.

Ein zweites Mal wird ihm Burkowitz die Tür nicht mehr öffnen.

Mit einer fließenden Bewegung, die so schnell ist, dass man sie kaum mit den Augen verfolgen kann, fischt er seinen Dienstausweis aus der Hosentasche und hält ihn Bur-

kowitz vors Gesicht.

»Kriminalhauptkommissar Sobik, ich hätte da ein paar Fragen an Sie.«

Der Blick des ehemaligen Pfarrers hellt sich etwas auf, aber nur etwas.

»Ich fürchte, da haben Sie sich an der Haustüre geirrt. Ich bin ein Geistlicher und kein Verbrecher.«

Obwohl er die siebzig bereits überschritten hat, besitzt Burkowitz' Stimme immer noch jenes machtvolle Charisma, mit dem er bei seinen früheren Predigten wahrscheinlich jedes einzelne seiner Schäfchen in den Bann geschlagen hat.

Sobik sieht am Zucken seiner Schulter, dass der Mann im Begriff ist, ihm trotz seines Ausweises dennoch die Tür wieder vor der Nase zuzuschlagen.

»Ich hatte vorgestern eine sehr interessante Unterredung mit einem Mann, es ging um ein Kreuz. Sie kennen diesen Mann, sein Name ist Egon Leitz.«

»Sein Name war Egon Leitz«, berichtet ihn der ehemalige Pfarrer schroff. »Er ist tot, ich habe es heute Morgen im Radio gehört.«

Burkowitz' Blick wird schlagartig abweisend.

Sobik ist klar, dass er den alten Mann auf diese Weise nicht überzeugen kann.

»Sie haben ihm dieses Kreuz geschenkt.«

»Na und? Seit wann ist es denn verboten, einem Bekannten etwas zu schenken? Wie Sie wissen, war ich früher Pfarrer und als solcher ist es normal, jemandem etwas zu schenken, das ihn stets an Gott erinnert.«

»Sicher, aber es ist nicht normal etwas zu verschenken,

das so wertvoll ist.«

Burkowitz lacht. »Wertvoll? Ha, das Ding ist aus billigstem Zinn gegossen, so etwas ist höchstens für einen Schrotthändler wertvoll.«

Sobik weiß es besser und er ahnt, das auch Burkowitz von der Magie weiß, die diesem Kreuz innewohnt.

»Nein! Dieses Ding ist nicht einfach nur aus Zinn, es hat ein Leben. Ich konnte seine Aura deutlich spüren, als Leitz es mir vor das Gesicht hielt.«

Burkowitz zuckt jäh zusammen.

»Verschwinden Sie! Los, verschwinden Sie!«

Sobik erkennt, dass er mit seiner Vermutung ins Schwarze getroffen hat. Burkowitz weiß sehr wohl um die Bedeutung des Kreuzes. Er muss sofort handeln und setzt deshalb alles auf eine Karte.

Ohne etwas zu sagen, rollt er seinen linken Ärmel auf und zeigt Burkowitz die Narben auf dem Unterarm.

Burkowitz' Reaktion übertrifft all seine Erwartungen.

Der ehemalige Pfarrer wird leichenblass und taumelt nach hinten.

»Der Biss des Fuchses!«, stammelt er dabei immer wieder fassungslos.

»Können wir vielleicht jetzt miteinander reden?«, fragt Sobik.

Burkowitz sagt nichts mehr, sondern nickt nur stumm.

Es dauert einen Moment, bis er sich wieder gefangen hat.

Dann macht er einen schnellen Schritt auf die Tür zu, legt den Sperrriegel zurück, öffnet sie und streckt den Kopf heraus. Ein Blick nach links, ein Blick nach rechts und bevor Sobik weiß, wie ihm geschieht, packt ihn der

alte Mann am Arm und zerrt ihn ins Haus. Sobik hat kaum den Hausflur betreten, als hinter ihm auch schon die Eingangstür krachend ins Schloss fällt.

»Kommen Sie mit!«, sagt Burkowitz knapp und eilt, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, den Flur entlang auf eine offen stehende Tür, hinter der klassische Musik zu hören ist.

»Georg Friedrich Händel, 6. Kanon D-Dur«, sagte er, betritt das Zimmer und macht das Radio aus.

»Aber das ist wahrscheinlich nicht Ihre Welt.«

Sobik sagt nichts, stattdessen bleibt er auf der Türschwelle stehen und sieht sich staunend um.

Jeder Quadratzentimeter an den Wänden des Raumes ist mit Regalen versehen, die derart mit Büchern, Schriftrollen und Artefakten vollgestopft sind, dass sich die Bretter der einzelnen Fächer unter der Last allmählich durchbiegen. Vom Boden angefangen bis zur Decke – überall nur Bücher, Dokumente, Bilder und seltsam anmutende Gegenstände, die Sobik stark an irgendwelche Relikte heidnischer Gottheiten erinnern.

Das ganze Zimmer riecht muffig nach altem Papier und noch älterem Pergament, als ob hier schon seit Jahrzehnten nicht mehr gelüftet wurde. Die beiden Duftkerzen, die auf dem Radio vor sich hin glimmen, machen es auch nicht besser.

»Setzen Sie sich«, sagt Burkowitz, wobei das leichter gesagt ist als getan.

In dem Raum, der wohl das Wohnzimmer darstellen soll, sind nicht nur die Wände mit Büchern bedeckt, sondern auch die Sitzgruppe in der Mitte des Raumes. Einen

Platz auf dem Sofa zu ergattern ist ebenso hoffnungslos wie auf den beiden Sesseln. Sobik entscheidet sich schließlich für den Drehschemel vor dem Radio.

»Woher haben Sie diese Narben?«, fragt Burkowitz, kaum dass er sich auf den Schemel gesetzt hat.

Sobik zuckt mit den Schultern. »Das ist eine lange Geschichte.«

»Nichtsdestotrotz sollte ich sie kennen«, sagt Burkowitz seltsam ernst. »Ich habe nämlich das Gefühl, wenn einer diese Morde aufklären kann, dann Sie!«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Das erkläre ich Ihnen, wenn Sie mir erzählt haben, wie Sie zu diesen Narben gekommen sind.«

Sobik ist gerade dabei zu antworten, als er unvermittelt zögert.

Zweifel kommen plötzlich in ihm auf.

Soll er Burkowitz tatsächlich sein Geheimnis offenbaren? Er kennt diesen Mann doch erst seit fünf Minuten. Nicht einmal bei der Polizei, bei der er schon seit mehr als fünfzehn Jahren seinen Dienst versieht, gibt es jemanden, der davon weiß.

Er hadert noch mit sich selbst, als Burkowitz verstehend nickt.

Das Gesicht des ehemaligen Pfarrers wirkt jetzt weich und sanft, fast väterlich.

»Ich sehe schon«, sagt er milde. »Sie haben Bedenken, ob Sie einem Fremden wie mir Ihr Geheimnis anvertrauen können. Aber ich kann Sie beruhigen, wir beide sind uns nicht fremd. Im Gegenteil, wir sind sogar Verbündete.

Damit Sie mich besser verstehen können, werde ich da-

her Ihnen meine Geschichte zuerst erzählen, dann können Sie abwägen, ob Sie mir die Ihre berichten.«

»Das ist fair«, findet Sobik.

»Was wissen Sie über den Friedhof am Grunewalder Forst?«

Der Kriminalhauptkommissar zuckt mit den Schultern. »Nicht sehr viel, nur das, was mir meine Kollegen und die anderen Leute, die ich kenne, so erzählt haben. Ich muss allerdings sagen, dass ich auch nie direkt danach gefragt habe. Anscheinend handelt es sich bei diesem Friedhof um eine zweigeteilte Grabstätte. Auf dem größeren Teil sind Menschen begraben, die man in einer christlichen Begräbniszeremonie in die Erde gebettet hat, auf dem kleineren Teil Menschen, die man wie Hunde verscharrt hat, weil sie Selbstmord begangen hatten, was in den Augen der Kirche eine Todsünde ist. Man nennt diesen Ort im Volksmund deshalb auch den Selbstmörderfriedhof.«

»Das stimmt nur zum Teil. Es ist zwar richtig, dass im Gegensatz zu anderen Friedhöfen hier ungewöhnlich viele Menschen begraben sind, die sich das Leben nahmen, aber das hat mit der geografischen Lage des Friedhofs und der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zu tun.

Damals, also so um 1880 bis kurz nach dem Ersten Weltkrieg, verdienten sich viele junge Mädchen aus den ärmeren Schichten ihren Lebensunterhalt als Zofe, Putzfrau oder Köchin in den hochherrschaftlichen Häusern der Stadt. Dabei kam es ziemlich oft vor, dass der Herr des Hauses oder dessen Sohnemann sie als Sexualobjekt missbrauchten oder zu ihren Liebschaften machten.

Wurde das Mädchen aber schwanger, war die Liaison

schnell beendet und die Unglückliche wurde mit Schimpf und Schande verstoßen. Viele mit einem unehelichen Kind im Bauch und ohne Arbeit und Lohn gingen aus Verzweiflung hier an der Havel ins Wasser. Der Fluss macht nämlich am Friedhof einen Knick, an dem es unterirdische Strömungen gibt, welche dafür sorgen, dass die Leichen immer dort angetrieben werden, egal, an welcher Stelle sich die Frauen in die Havel stürzten. Jedenfalls wurden die Toten alle in einem Waldstück am Flussufer vergraben, ohne dass ein Kreuz oder ein Grabstein an ihre Namen erinnert. Aus diesem Grund nannte man den Friedhof auch den Totenacker der Namenlosen, bis dieser Teil um 1928 mit einer Mauer umgeben und dem eigentlichen Friedhof einverleibt wurde. Aber lassen wir das, ich merke, ich schweife vom eigentlichen Thema ab.«

Burkowitz zögert und schluckt erst ein paar Mal, bevor er weiterredet.

»Am späten Nachmittag des 28. Oktober 1919 wurde in der Havel Chaussee, neben der sich der Friedhof befindet, die fünfundzwanzigjährige Krankenschwester Minna Braun aufgefunden, die sich aus Liebeskummer mit einem Mix aus Morphinum und Schlaftabletten das Leben genommen hatte. Der Arzt stellte anhand der Leichenstarre fest, dass sie schon seit mehreren Stunden tot war und so brachte man sie in die Leichenhalle des Friedhofs.

Als ein Polizeibeamter sie am nächsten Tag noch einmal untersuchen wollte, bewegte sich der Kehlkopf der Frau und auch die Leichenstarre war verschwunden. Man brachte sie in ein nahegelegenes Krankenhaus, wo es den Ärzten gelang, Minna wieder zum Leben zu erwecken.

Drei Jahre später unternahm Minna noch einmal einen Selbstmordversuch, der ihr diesmal gelang. Als sie sich das erste Mal das Leben nahm, muss dabei irgendetwas vorgefallen sein. Ich behaupte, dass es ihr gelungen war, aus der Welt der Toten zu entkommen. Ich erkläre Ihnen nachher auch, warum. Jedenfalls gibt es seither alle zehn Jahre mehrere unerklärliche Todesfälle auf dem Friedhofsgelände und in dessen Umgebung. Das war 1929 so, 1939, 49, 59, und es ist auch heute, 2019 so. Es scheint, als ob sich die Welt der Toten alle zehn Jahre mit der Welt der Lebenden vermischt, und es wird jedes Mal schlimmer.«

»Leitz hat von irgendwelchen Schatten geredet, als ich ihn in der Nacht vor seinem Tod besucht hatte.«

»Ja, diese Schatten erscheinen stets ein paar Wochen vor Minas Todestag und suchen nach neuen Seelen, um sie ins Totenreich zu holen. Ich vermute, damit sie als Wächter dafür sorgen, dass es niemanden mehr gelingt, von dort zu fliehen.«

*

Christian Balcke sitzt hinter seinem Schreibtisch und studiert zum gefühlten einhundertsten Mal die Aussagen der Personen aus Lena Oberfelds Bekanntenkreis, die seine Kollegen und er bis vor einer halben Stunde auf Sobiks eindringlichen Wunsch hin erneut nach allen Regeln der Kunst ausgefragt hatten. Aber so sehr er sich auch anstrengt, er findet nichts, was ihnen auch nur ansatzweise weiterhelfen kann. Absolut nichts!

Irgendwann, als sich die Buchstaben auf den Akten vor

seinen Augen zu drehen beginnen, beschließt er, in die Kantine zu gehen und sich dort ein belegtes Brötchen zu gönnen, das nicht nur seinen Magen, sondern auch sein Nervenkostüm beruhigen soll.

Jedenfalls hat er das vor, aber er macht die Rechnung ohne den Kollegen Schulze vom KTU.

Balcke ist gerade im Begriff, sich von seinem Stuhl zu erheben, als dieser just in dem Moment in das Dezernatsbüro hinein schneit. Unter seinem Arm trägt er einen roten Schnellhefter, auf dem Gesicht das Lächeln eines Siegers.

»Wo ist Sobik?«, fragt er, indessen er auf Balckes Schreibtisch zusteuert und sich dabei suchend umblickt.

»Im Grunewald, Zeugenbefragung«, erwidert Balcke, der sich inzwischen aufgerichtet hat. Warum?«

»Weil ich ihm etwas mitgebracht habe, das sein Herz garantiert höher schlagen lässt.«

Dabei reckt er den Schnellhefter wie eine Trophäe in die Höhe.

»Schön«, erwidert Balcke grummelnd, da er plötzlich irgendwie das Gefühl hat, er kann sich die Sache mit dem Brötchen wahrscheinlich abschminken.

»Leg ihm das Ding auf den Schreibtisch, ich ruf ihn nachher an.«

»Nicht nachher, jetzt!«

»Und warum?«, knurrt Balcke, der sich gedanklich endgültig von seinem Brötchen verabschiedet.

»Weil es nachher zu spät sein könnte«, erwidert Schulze, legt den Schnellhefter vor Balcke auf den Schreibtisch und schlägt ihn auf.

»Hier, sieh dir das mal an, Christian!«, sagt er zu ihm,

während er die ersten beiden Seiten umblättert. Dann deutet er auf das nächste Blatt seines Berichts, auf dem neben einem kurzen Text drei eingescannte Fotos zu sehen sind.

»Na, was sagst du dazu?«

»Zu was?«, fragt Balcke. »Dass du die Bilder vom Tatort in deinen Bericht eingefügt hast?«

»Mann Balcke«, sagt Schulze genervt und hämmert beinahe ungestüm mit der Kuppe seines Zeigefinger auf die Bilder. »Mach endlich die Augen auf! Siehst du das denn nicht?«

Er deutet erneut auf die Bilder, blättert um und zeigt dann auf weitere Bilder, die auf den nachfolgenden Seiten zu sehen sind. Diesmal deutet er explizit auf die Personen, die auf den Tatortfotos zu sehen sind, und jetzt fällt es auch Balcke wie Schuppen von den Augen.

»Scheiße!«

Es ist nicht die Umgebung des Tatorts, die ihn jäh zusammenzucken lässt, auch nicht die darauf abgebildeten Schaulustigen, es sind die drei Personen, die auf allen Tatortbildern in vorderster Linie präsent sind. Es sind jene drei, mit deren Anführer Sobik vor dem Haus von Egon Leitz aneinandergeraten ist.

Aber damit nicht genug, Schulze setzt noch einen drauf.

»Ich habe mir mal erlaubt, die Akte von diesem Typen anzufordern, nachdem man ihn nach seiner Vernehmung wieder hat laufen lassen.«

»Und?«

»Volltreffer!«, erwidert Schulze triumphierend. »Gehören alle der Berliner Satanisten-Szene an, sind aber keine von den harmlosen Irren, die auf Friedhöfen mit Knochen

klappern und sich mit Wodka die Birne wegknallen, sondern welche aus der Hardcore-Szene, also so mit Tieropfer, Orgien und Blut. Und dieser Kerl da, ein gewisser Tobias Rammer, hat eine Strafakte, die so lang wie der Ku'damm ist. Sachbeschädigung, Diebstahl, schwerer Einbruch, Körperverletzung, Widerstand gegen Vollzugsbeamte, also die ganze Palette.«

»Und wieso lässt man so einen wieder laufen?«

Schulze zuckt die Achseln. »Sind halt unsere Gesetze. Er hat einen festen Wohnsitz und einen Job, also besteht keine Fluchtgefahr und außerdem hat man ja seine Daten.«

»Trotzdem, der Kerl war an allen drei Tatorten.«

»Das wissen du und ich, aber eben nicht die Streifenpolizisten, die ihn verhört haben.«

»Na, dann werden wir dem Herrn wohl mal einen Besuch abstatten.«

»Könnte schwierig werden«, sagt Schulze knapp.

»Wieso?«

»Rammer ist nur bei seiner Freundin gemeldet und gegen die liegt nichts vor. Wenn ihr in ihre Wohnung wollt, müsst ihr schon ein Schreiben vom Staatsanwalt dabei haben. Aber wenn Rammer merkt, dass ihr nach ihm sucht, wird er versuchen, woanders untertauchen.«

»Das kann er, es wird ihm aber nichts nützen. Du weißt ja gar nicht, wozu Sobik fähig ist, seit ihm das Nilpferd damit gedroht hat, unser Dezernat hier umzubesetzen, wenn wir nicht bald Erfolge in den Friedhofmordfällen vorweisen können.«

»Was denn, will euch Mecke allen Ernstes deswegen rausekeln? Ist der Kerl jetzt endgültig übergeschnappt?«

»Nein, karrieregeil!«

Schulze lacht, aber es klingt bitter.

Er sagt noch, dass er die Akte hier lässt, und murmelt etwas, das so ähnlich klingt wie: »Ich muss dann wieder, die Arbeit ruft«, und geht aus dem Büro.

Balcke greift zum Telefon.

*

In der Zwischenzeit verlässt Sobik die Wohnung von Burkowitz, steigt in sein Auto und fährt los.

Er ist noch keine zehn Minuten unterwegs, als er seinen Wagen nach rechts lenkt und ihn in eine Parkbucht am Straßenrand bugsiert. Der Motor erstickt und das Autoradio verstummt, als er den Zündschlüssel auf Aus dreht.

Sobik stößt einen tiefen Seufzer aus und lehnt sich dann in seinem Sitz zurück.

Er kann so nicht mehr weiterfahren. Es ist ihm unmöglich, sich auf den Verkehr zu konzentrieren, solange er die Unterhaltung mit Burkowitz nicht verarbeitet hat und sie aus seinem Kopf verdrängen kann. Es ist einfach unfassbar, was ihm dieser Mann im Lauf ihres Gesprächs erzählt hat, nachdem sie zueinander Vertrauen fassten. Diese Geschichte ist so unvorstellbar, dass sie ihm kein Mensch glauben wird, auch keiner vom LKA und erst recht nicht Kriminaloberrat Holger Mecke. Und doch weiß Peter Sobik, dass dies alles keine Hirngespinnste eines ehemaligen Pfarrers sind, sondern grausame Realität, und wenn er und Burkowitz dagegen nichts unternehmen, weil sie die Einzigen sind, die diesen Wahnsinn noch stoppen könn-

ten, wird es in den nächsten 48 Stunden in Berlin zu einer Katastrophe kommen.

Als er den Motor seines Wagens schließlich wieder startet, ist er entschlossen, Balcke in die ganze Sache einzuweißen. Christian kann sein, wie er will, aber er ist sein Partner, und vielleicht kann er ihn auf seine Seite ziehen.

Aber wird er ihm glauben?

*

Etwa eine Stunde später erreicht Sobik das LKA, fünf Minuten später ist er an der Tür zu seinem Büro und dann tritt er ein. Er hat sich inzwischen in Gedanken die Worte, mit denen er Christian von dieser Sache überzeugen will, zurechtgelegt und ist deshalb einen Moment lang überrascht, als er das Büro betritt und weder Christian noch die anderen Kollegen anwesend sind.

Dabei fällt sein Blick auf den Schreibtisch von Balcke.

Verwundert geht er darauf zu.

Normalerweise ist Christian die Ordnung in Person, auf seinem Schreibtisch findet sich sogar ein Blinder zurecht. Bleistifte, Kugelschreiber und Textmarker liegen mit der Spitze nach vorne akkurat nebeneinander ausgerichtet auf der rechten Seite des Tisches, daneben befindet sich das Telefon, davor ein Notizblock. Auf der linken Seite thront eine schwarze Schubladenbox für Unterlagen mit fünf Fächern zum Verschließen. Jedes Schubfach ist mit einem weißen Zettel beklebt, auf dem in schwarzen Druckbuchstaben sein Inhalt zu lesen ist: Posteingang, Postausgang, wichtige Akten, Termine und Rundschreiben. Ja, selbst die

Computermaus ist immer im gleichen Winkel zum PC drapiert.

Deshalb fällt der aufgeschlagene Schnellordner, der quer über dem Schreibtisch liegt, die eng beschriebenen Notizzettel, die wahllos auf der Tischplatte verteilt sind und das Durcheinander der Schreibutensilien sofort auf. Auch die PC-Maus ist nicht in der Position, die Christian sonst für sie vorgesehen hat.

Es muss also etwas geschehen sein, denkt Sobik, denn so verlässt Christian seinen Schreibtisch nie, nicht in hundert Jahren. Sobik will sich deshalb den Schnellhefter ansehen. Vielleicht sagt ihm sein Inhalt etwas darüber, dass hier niemand anzutreffen ist.

Er nimmt ihn hoch und das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelt. Sobik legt den Schnellhefter wieder zurück, geht zu seinem Telefon und nimmt den Hörer ab. Kaum hat er seinen Namen genannt, redet Balcke am anderen Ende der Leitung auch schon los.

»Endlich! Ist ja eine Lebensaufgabe, bis man dich ans Telefon bekommt.«

»Warum rufst du mich dann nicht übers Handy an. Zu modern, oder was?«

»Sag das dem Netzbetreiber von unseren Diensthandys. Schon mal was von Funkloch gehört?«

»Funkloch hier in Berlin? Wo um Gottes willen steckst du, in Sibirien?«

»So in etwa, ich bin hier in Spandau am Südhafen. Genauer gesagt am dortigen Oberhafen, südlich von der Schulenburg-Brücke. Ich ruf dich hier vom Pförtnerhäuschen einer Reinigungsmittelfirma aus an.«

»Was um alles in der Welt machst du denn da?«, fragt Sobik erstaunt.

Er kennt die Gegend. Der Südhafen ist eine Industrieanlage, die im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr an Bedeutung verloren hat. Das Bild von Kohleschiffen, Schleppern und den qualmenden Schornsteinen der Gewerbegebiete ist längst Vergangenheit. Die Anzahl der Schiffe, die dort noch ent- oder beladen werden, wird Jahr für Jahr immer weniger und es gibt im Unterhafen auch nur noch zwei Ladekräne, die in Betrieb sind. Der Oberhafen dagegen verwaist immer mehr und der einzige Lastkran dort ist schon seit Längerem außer Betrieb. Jetzt gibt es da hauptsächlich nur noch leer stehende Ziegelbauten, verfallene Lagerhäuser und rostende Hafenanlagen. Dazwischen ein oder zwei Firmen, in denen noch gearbeitet wird, wie diese Firma, die Reinigungsmittel herstellt und vertreibt, und die ausrangierten Container einer ehemaligen Flüchtlingsunterkunft.

Was hat diese abgelegene Gegend mit ihren Mordfällen im Friedhof Grunewald zu tun?, denkt sich Sobik noch, als Balcke auch schon weiterredet.

Diesmal sprudeln ihm die Worte nur so über seine Lippen.

»Ich glaube, wir haben hier eine heiße Spur zu den Toten auf dem Friedhof. Schulze hat uns darauf gebracht. Er hat auf den Tatortfotos entdeckt, dass an allen drei Stellen, an denen wir die Toten gefunden haben, sich immer die gleichen drei Personen vorgedrängt haben und sich auch sonst merkwürdig verhielten. Ihr Anführer ist übrigens der Typ, mit dem du am Haus von Leitz aneinandergera-

ten bist. Da die Bilder ziemlich deutlich sind, konnte Schulze per PC eine Gesichtserkennung durchführen und sie alle identifizieren. So, und jetzt rate mal, wer diese drei Vögel sind!«

»Das werde ich nicht!«, zischt Sobik scharf. »Verdammt Christian, wir sind hier nicht in einer Quizshow, sondern ermitteln in drei Mordfällen. Also raus mit der Sprache, sag gefälligst, was du herausgefunden hast!«

»Is ja schon gut«, erwidert Balcke kleinlaut, als ihm klar wird, dass sein Versuch fehlgeschlagen ist, der ganzen Situation mit einer humorigen Bemerkung etwas von ihrem Ernst zu nehmen.

»Die Namen der Verdächtigen lauten Tobias Rammer, Sabine Klingel und Uwe Feller. Alle drei sind Mitglieder einer Satanssekte, die in der Vergangenheit schon des Öfteren durch Tieropferungen, perverse Orgien und Rauschgiftbesitz aufgefallen ist. Rammer, ihr Anführer, ist der Kerl, dem du einen Leberhaken verpasst hast. Er ist mehrfach wegen Einbruch, Diebstahl und Körperverletzung vorbestraft, ebenso wegen verschiedener Rauschgiftdelikte und auch zweimal wegen Missbrauchs Minderjähriger. Des Weiteren hat dieser Rammer wohl keine eigene Wohnung, sondern hat sich bei seiner Freundin, der Klingel einquartiert. Aber dieser Satanisten-Verein hat hier am Oberhafen eine Lagerhalle gemietet und dort trifft er sich im Moment mit einigen anderen Mitgliedern dieser durchgeknallten Sekte. Sie wollen gemeinsam auf dem Grunewalder Forstfriedhof irgendein obskures Ritual durchführen.«

»Woher weißt du das?«

»Wir haben die Klingel in ihrer Wohnung erwischt und sie ins LKA gebracht. Als ich ihr klar gemacht habe, dass sie bei den Mordfällen mit drin hängt, hat sie angefangen, wie ein Vogel zu singen. Sie sitzt jetzt mit Hallich im Vernehmungssaal, während ich mit Berger und zwei Streifenpolizisten die Lagerhalle observiere.«

»Ich bin in ungefähr einer halben Stunde bei euch. Kein Zugriff! Ihr beobachtet nur, verstanden?«

Sobik wartet die Antwort von Balcke nicht ab, sondern legt den Hörer auf, hastet aus dem Büro und läuft mit weit ausgreifenden Schritten den Flur entlang in Richtung Ausgang. Draußen steigt er in seinen Dienstwagen, lenkt das Fahrzeug vom Hof und fährt zum Südhafen.

Er ist dabei, wie der Volksmund sagt, ziemlich forsch unterwegs.

Deshalb kann er sein Wort auch halten. Es ist keine zwei- unddreißig Minuten später, als er seinen Wagen unweit der besagten Lagerhalle am Straßenrand abstellt und auf Balcke und die beiden Streifenpolizisten zueilt, die in einer halbdunklen Seitengasse stehen und ihre Blicke keine Sekunde von dem Gebäude lassen.

Er nickt den uniformierten Beamten kurz zu und wendet sich dann sofort an Balcke.

»Und, wie sieht's aus?«

»Die Klingel hat die Wahrheit gesagt. Rammer hält sich tatsächlich dort in dem Gebäude auf. Das mit dem Treffen stimmt auch, wir haben dort ein paar Typen rein gehen sehen, aber nicht mehr herauskommen.«

»Wie viele?«

»Fünf, wir wissen allerdings nicht, wie viele da schon

drin waren.«

»Egal«, sagt Sobik. Er wirkt jetzt mehr als entschlossen.

»Wir sind vier ausgebildete Polizisten, es müsste also schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir es nicht mit denen aufnehmen könnten. Also los, statten wir den Herrschaften einen Besuch ab.«

*

Sie scheinen sich ziemlich sicher zu fühlen, denkt Sobik, nachdem weder die Eingangstür zu der Halle abgeschlossen noch irgendwo ein Wachposten zu sehen ist.

Er zieht seine Pistole und entschert sie, während es ihm die anderen gleichtun. Dann schwärmen die Männer aus und bewegen sich wie auf rohen Eiern Schritt für Schritt nach vorne.

Das Innere der Halle ist eine einzige Ruine.

Der mausgraue Industrieboden gleicht mit seinen tiefen Mulden, den unzähligen Rillen und Unebenheiten eher einer Kraterlandschaft denn dem Belag einer Fabrikhalle. Die Fenster sind dunkle Löcher mit Rändern aus gezackten Scherbenresten und das Inventar der Halle besteht aus nicht mehr als rostigen Hochregalen und den kümmerlichen Resten irgendwelcher ausrangierter Maschinen, deren Ruinen wie stählerne Finger in die Höhe ragen.

Hier und da sind Ratten zu sehen, die sich fiepend einen Weg durch den Unrat bahnen, der überall herumliegt.

Aber all das sieht Peter Sobik nicht, stattdessen hat sich sein Blick an der Stahltür am oberen, rechten Ende der Halle regelrecht festgesaugt.

Die Tür hängt schief in den Angeln und deshalb ist das flackernde, rote Licht, das durch die Unebenheiten im Türrahmen scheint, deutlich zu sehen. Sobik macht seine Kollegen mit knappen Handbewegungen darauf aufmerksam, indes er geduckt und mit schussbereiter Waffe zu der Tür hastet. Dort angekommen presst er sich an die danebenliegende Wand, hält die Luft an und wirft einen schnellen Blick durch den größten zwischen Tür und Rahmen gelegenen Spalt.

Sieben Gestalten, durchweg jüngere Männer, stehen dort vor einem übergroßen, hölzernen Kreuz, das verkehrt herum an der Stirnseite des dahinterliegenden Raumes prangt.

Sechs von ihnen lauschen andächtig den Worten der siebten Gestalt, die mit dunkler, eindrucksvoller Stimme immer wieder von einem die Welt veränderndem Ritual spricht und dabei mehrmals die Worte Teufel, Urian und Diabolus benutzt.

Sobik lächelt verächtlich.

Die Narben auf seinem Unterarm zeigen nicht die geringste Reaktion. Es gibt für ihn keinerlei Zweifel, die ganze Szenerie ist weder von irgendwelchen magischen Strömungen noch von den Schatten durchdrungen, die bereits mehrmals auf dem Friedhof in Erscheinung getreten sind.

Er ist deshalb fest entschlossen, diesem Mummenschanz noch in der nächsten Sekunde ein Ende zu bereiten.

»Zugriff!«, schreit er.

Dann macht er einen Schritt zurück und sprengt die Tür, die halb schief in den Scharnieren hängt, mit einem wuchtigen Tritt aus den Angeln. Gemeinsam mit seinen Kolle-

gen stürmt er in den Raum. Dort verstummt die Gestalt mit der eindrucksvollen Stimme mitten im Wort. Wie auf einen stummen Befehl hin drehen sich alle Anwesenden um und starren erschrocken auf die heranstürmenden Polizisten.

»Hände hoch und an die Wand!«, bellt Sobik. »Die Party ist vorbei!«

Fassungslos starren ihn die Sektenmitglieder an. Nicht aber ihr Anführer, es ist niemand anderes als Tobias Rammer.

Er lacht.

Es ist ein gespenstisches, hohl klingendes Lachen, das den Raum bis in den hintersten Winkel hinein erfüllt.

»Du Narr, was glaubst du eigentlich, wer du bist?«

»Kriminalhauptkommissar«, erwidert Sobik trocken.

Rammers Lachen wird noch lauter.

Er reckt seine Rechte in die Höhe, Zeigefinger und kleiner Finger von der Faust abgespreizt. *Mano cornuta, die gehörnte Hand*, denkt Sobik noch, als auch schon das Licht ausgeht und es in dem Raum schlagartig stockdunkel wird.

Sobik kann vage erkennen, wie Rammer zur Seite wegsinkt, dann hört er auch schon eine Tür ins Schloss fallen. Im nächsten Moment ist um ihn herum nur noch Chaos. Männer fluchen, brüllen, es sind schnelle Schritte zu hören, das Reißen von Stoff und die Geräusche zu Boden fallender Körper. Eine knochige Schulter rammt ihn am Oberarm, doch es gehört schon mehr dazu, um seine einhundertdreiundsiebzig Pfund Lebendgewicht ins Wanken zu bringen. Er knurrt und schlägt mit dem Pistolen-

arm zu. Der Schatten neben ihm taumelt, geht zu Boden und kreischt um Hilfe.

Dann geht urplötzlich wieder das Licht an.

Die roten Lampen erhellen den Raum zwar nur schemenhaft, aber Sobik hat Augen wie ein Beute jagendes Raubtier. Auch das gehört seit jenen Tagen, als man ihm die Narben an seinem Unterarm zugefügt hat, zu seinem Wesen. Darum erkennt er auch augenblicklich, was um ihn herum vorgeht.

Er sieht Berger am Lichtschalter stehen, die beiden Streifenpolizisten, von denen jeder einen dieser jungen Männer im Hebelgriff hat, und er sieht Balcke, der den Schatten, den er mit seinem Pistolenarm zu Boden geschickt hat, am Ohr wieder unsanft auf die Füße zerrt.

Es ärgert ihn, dass Rammer und die drei anderen entkommen sind, und es ärgert ihn noch mehr, dass ihn Rammer mit einem zweiten Schalter, mit dem er das Licht ausmachte und mit dieser Seitentür so einfach hereinlegen konnte.

Sein Ärger ist ihm anzusehen, als er die drei verhafteten Männer mustert. Sie sind alle um die zwanzig, höchstens zweiundzwanzig Jahre alt. Und sie sind wild und aufsässig, jedenfalls die beiden, die von den Streifenpolizisten in Gewahrsam genommen wurden. Sie verhalten sich äußerst aggressiv, fluchen und beschimpfen die Polizisten auf ordinärste Weise.

Nicht so der Mann, den Balcke noch immer am Ohr gepackt hält.

Er scheint zu wissen, dass es nicht rechtens ist, was sie hier tun, und in seinen Augen ist ein Anflug von Panik zu

sehen. Wahrscheinlich ist ihm gerade bewusst geworden, dass man ihn soeben verhaftet hat.

Sobik beordert deshalb die Streifenpolizisten zu ihren Wagen, damit sie ihre Gefangenen ins LKA bringen können, und geht dann, als sie die Lagerhalle verlassen haben, auf den Mann zu, dessen Ohr Balcke inzwischen losgelassen hat. Er muss sich keine Gedanken machen, dass dieser zu flüchten versucht, dazu hat er zu viel Angst. Sein bleiches Gesicht und die zitternden Hände sprechen eine deutliche Sprache.

»Wie heißt du?«, fragt er den jungen Mann.

Dieser schweigt, presst die Lippen zusammen und senkt den Blick.

»Pass auf!«, sagt Sobik und seine Stimme klingt jetzt eine Spur härter. »Du musst nicht antworten, aber es würde die Sache für dich einfacher machen. Ich erfahre deinen Namen früher oder später sowieso. Ich muss wahrscheinlich nur in deine Hosentasche greifen und in deinen Geldbeutel sehen. Jede Wette, dass ich dort deinen Personalausweis finde.«

Sobik sieht, wie es im Gesicht des Mannes zuckt, und weiß, dass er mit seiner Vermutung ins Schwarze getroffen hat.

»Aber das will ich nicht. Ich will, dass du mir freiwillig sagst, was ich wissen will. Dann kommst du noch mal mit einem blauen Auge davon. Aber wenn du dich stur stellst, werde ich auch stur.

Dann mach ich daraus Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung, Landfriedensbruch, Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte und Angriff auf Polizeibeamte. Je

nachdem, ob du schon aktenkundig bist, wanderst du dafür in den Bau. Ich schätze, damit kannst du deinen Job wohl vergessen und deine Bude, wenn du eine hast, bist du auch los. Wenn du noch bei deinen Eltern wohnst, kommen da noch andere Probleme auf dich zu. Also überlege es dir, aber überleg schnell, ich bin nämlich kein geduldiger Mensch.«

»Matthias Hagler«, platzt es aus dem Mann heraus, kaum dass Sobik seine Ansprache beendet hat. »Mein Name ist Matthias Hagler, ich bin nur zufällig in die Geschichte hineingeraten, ehrlich, ich habe damit nichts zu tun.«

»Ha«, lacht Balcke gallig. »Du willst mir doch nicht erzählen, dass du hier im Hafen spazieren gingst und dann zufällig in diese Lagerhalle gelaufen bist! Ganz zufällig natürlich? Junge, das kannst du einem erzählen, der sich die Hose mit der Kneifzange anzieht, aber nicht mir!«

»Ja, ist ja gut, ich gebe ja zu, dass ich mich mit den anderen hier getroffen habe, aber ich habe nichts Ungesetzliches getan. Mann, wir wollten alle doch nur Spaß haben. Jeden Tag nur aufstehen, knechten gehen, dann heimkommen, duschen, essen, schlafen und am Wochenende mal in der Kneipe abhängen ist doch auf die Dauer ätzend. Ich wollte einfach mal wieder ein bisschen Nervenkitzel.«

»Und wie hat dieser Nervenkitzel ausgesehen?«

Hagler sieht den Kriminalhauptkommissar verwundert an und zuckt mit den Schultern.

»Na, so schwarze Messen, nen Joint reinziehen und so Dinge und das auf einem Friedhof und am besten noch neben frischen Gräbern. Waren einfach krasse Sessions.«

»Und nebenbei noch Leute umbringen, wa?«, schnarrt Balcke.

Hagler hebt abwehrend die Hände und macht einen Schritt zurück.

»Nein, verdammt noch mal, damit haben wir nichts zu tun. Wir fanden es nur geil, unsere Show auf einem Friedhof abzuziehen, auf dem erst vor Kurzem jemand ermordet wurde.«

»Wie seid ihr auf den Friedhof gekommen?«, will Sobik wissen. »Über die Mauer geklettert wohl kaum, der Eingang wird doch abends immer abgeschlossen.«

»Das hat Tobias gemanagt, er hatte da Connection zu einem Friedhofsangestellten.«

Sobik wird augenblicklich hellhörig. Ihm kommt plötzlich ein Gedanke.

»Und wie hieß dieser Friedhofsangestellte, etwa Leitz? Egon Leitz?«

Als Matthias Hagler seine Frage bejaht, weiß Sobik, dass er einer Lösung dieser mysteriösen Mordfälle eventuell über Tobias Rammer näher kommen kann.

»Abführen!«, sagt er zu Balcke, indes er auf Hagler deutet. »Und dann gibst du die Fahndung nach Rammer raus. Ich habe noch etwas zu erledigen.«

»Und was ist das, wenn ich fragen darf?«

Sobik blickt Christian Balcke einen Moment lang an und lächelt dann vielsagend.

»Ich fahr noch mal kurz wohin, ich habe da so eine Vermutung.«

Er weiß, dass es nicht rechtens ist, seinen Partner im Unklaren zu lassen, aber es ist nur eine Vermutung, und

wenn sie nicht zutrifft, will er wenigsten allein sein, wenn er sich blamiert.

*

Seine Vermutung erweist sich jedoch als richtig.

Das weiß Sobik im gleichen Moment, in dem er vor dem Verwaltungsgebäude des Friedhofs steht, in dem Egon Leitz eine Wohnung bezogen hat. Das Loch in der Eingangstür ist mit Absperrgitter verschlossen, wie sie auf Großbaustellen benutzt werden, und zusätzlich mit Kabelbinder gesichert. Diese sind durchgeschnitten, ebenso wie die Polizeisiegel. Eines dieser Absperrgitter ist so weit nach hinten geschoben, dass selbst ein großer Mann wie Tobias Rammer bequem durch die dadurch entstandene Öffnung hindurchgehen kann.

Sobik huscht nun ebenfalls durch den Spalt und schleicht auf Zehenspitzen durch den Hausgang, direkt bis vor die Wohnungstür von Leitz.

Abrupt bleibt er stehen, als aus der Wohnung leise Geräusche an sein Ohr dringen. Das Polizeisiegel, das ein Betreten der Unterkunft verbietet, ist hier natürlich auch durchtrennt.

Jemand geistert drinnen durch das Wohnzimmer. Dieser Jemand geht dabei nicht gerade vorsichtig zu Werke. Sobik kann deutlich hören, wie es unter dessen Füßen bei jedem Schritt knirscht und knackt, weil er ohne jede Vorsicht kreuz und quer über die am Boden liegenden Trümmerreste der Wohnzimmereinrichtung läuft.

Den Geräuschen nach muss es ein ziemlich großer Mann

sein, ein Mann wie Tobias Rammer zum Beispiel.

Sobik tritt in den Flur, bleibt neben dem Eingang zum Wohnzimmer stehen und wirft einen schnellen Blick in den Raum. Und tatsächlich, der Mann, der drinnen vor den Resten des Wohnzimmerschranks kniet und in den herausgerissenen Schubladen wühlt, ist Tobias Rammer.

Er ist so in sein Tun vertieft, dass er nicht merkt, wie sich Sobik an ihn heranschleicht.

»Soll ich suchen helfen?«, sagt Sobik, als er etwa bis auf einen Schritt herangekommen ist.

Rammer reagiert wie ein in die Enge getriebenes Tier und wirbelt noch in der Hocke herum.

Dennoch kann er den Kriminalhauptkommissar nicht, so wie vorhin in der Lagerhalle, überlisten.

Rammer schießt in die Höhe und versucht dabei, mit seiner Rechten einen Heumacher anzubringen.

Aber Sobik ist zu erfahren, um sich noch einmal über-rumpeln zu lassen.

Er nimmt den Kopf zwischen die Schultern, duckt sich und lässt seine Rechte vorschießen, indes Rammers Faust wirkungslos über seinen Kopf hinweg wischt. Wieder knockt er ihn mit einem Leberhaken aus. Aber diesmal kommt der Schlag härter, präziser, denn Sobik hat keine Lust mehr, sich mit diesem Mann auf eine körperliche Auseinandersetzung einzulassen.

Der Treffer stoppt Rammer sofort.

Diesmal wird sein Gesicht nicht weiß, sondern gelb. Es verzerrt sich vor Schmerz und Rammer wird schwarz vor Augen. Sein Blutdruck fällt rapide ab, dann kippt er einfach um.

Es dauert fast fünf Minuten, bis er wieder den Kopf heben kann.

»Du hast die Wahl! Entweder du redest oder ich verpass dir noch mal so ein Ding. Also, wie willst du es haben?«

Rammer sagt nichts. Er winkt nur ab, japst und keucht, seine Not ist einfach zu groß.

Trotzdem wird ihm klar, dass er gegen Sobik keine Chance hat, und so beginnt er zu reden.

»Okay, okay, ich hab's kapiert, du bist eine Nummer zu groß für mich. Können wir trotzdem einen Deal machen? Ich sag dir, was du wissen willst, und du lässt mich dafür laufen. Ich komm dir auch nie wieder in die Quere. Versprochen!«

»Dazu ist es zu spät. Das Einzige, was ich dir anbieten kann, ist ein gutes Wort für dich einlegen, wenn es zur Verhandlung kommt.«

Rammer überlegt nicht lange. Er kennt seine Akte und er weiß genau, was nach seiner Verhaftung auf ihn zukommt, wenn er keinen Fürsprecher hat. Dann hat er schlechte Karten, sehr schlechte Karten sogar. Ein Kriminalhauptkommissar aber, der ein gutes Wort für ihn einlegt, wäre für ihn so etwas wie ein Trumpf-As und darum setzt er alles auf die Karte Sobik.

»Okay, was willst du wissen?«

»Was ist da zwischen Leitz und dir gelaufen?«

»Wir waren Geschäftspartner.«

»Was, ein Krimineller wie du und ein Friedhofswärter? Was für eine Art von Geschäft soll das denn bitte gewesen sein. Leichenfledderei?«

»Nein, natürlich nicht, es war eher so etwas wie eine

Zweckgemeinschaft, die für beide Seiten ziemlich profitabel war.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Er hatte mir erlaubt, dass ich auf dem Friedhof Schwarze Messen abhalten kann.«

»Und damit kann man Geld verdienen?«

»Natürlich! Alter, was glaubst du eigentlich, was in der Schickimicki-Szene für die Teilnahme an einer Schwarzen Messe gezahlt wird! Vor allem, wenn sie wie hier auf dem Selbstmörderfriedhof stattfindet und es dabei auch noch was zu rauchen gibt. Ich jedenfalls konnte gut davon leben und Leitz war auch zufrieden. Immerhin hatte er jedes Mal zweihundert Steine dafür kassiert.«

Sobik kann nur den Kopf schütteln.

»Was denn, soviel Geld für diesen Hokusfokus? Wie bescheuert sind die Leute eigentlich?«

»Das ist kein Hokusfokus«, protestiert Rammer. »Zwischen den Gräbern hier kann man die Anwesenheit Satans tatsächlich spüren. Es ist oft so kalt gewesen, dass wir gefroren haben wie die Schneider und das mitten im Hochsommer. Und dann sind da noch diese Schatten. Zuerst habe ich gedacht, das kommt von dem Zeug, das wir während der Messe rauchen, bis mir Egon erklärt hat, was da wirklich abgeht.«

»So, so und was ging da so ab?«, fragt Sobik beiläufig.

Obwohl er desinteressiert wirkt und diese Frage scheinbar nebensächlich für ihn zu sein scheint, ist dem nicht so. In Wirklichkeit sind seine Nerven zum Zerreißen gespannt. Das ungute Gefühl, das ihn erfasst hat, als Rammer die seltsame Kälte erwähnte, wird immer größer, und

nun beginnen seine Narben auch wieder zu pochen.

»Hier geht tatsächlich der Teufel um. Ehrlich, Leitz hat es mir mit einem geweihten Kreuz gezeigt. Er hat das Ding angeblich von irgendeinem Pfarrer bekommen und deshalb bin ich hier. Ich habe nach diesem Kreuz gesucht.«

Auch wenn der Mann vorbestraft ist und mit Recht und Gesetz nichts am Hut hat, weiß Sobik, dass er nicht lügt. Die Befürchtung, seine schlimmsten Vorahnungen könnten wahr werden, wird immer größer. Er will am liebsten nicht darüber nachdenken, allerdings kommt er auch nicht mehr zum Nachdenken, denn Rammer deutet plötzlich mit zitternden Händen auf die Wand hinter ihm.

Gleichzeitig verändert er sich auf erschreckende Weise.

Das Blut weicht aus seinem Gesicht und die Augen quellen fast aus den Höhlen, während sich seine Lippen lautlos bewegen. Es dauert einen Moment, bis ihm das Entsetzen seine Sprache wiedergibt, aber dann beginnt er mit überschnappender Stimme zu brüllen. Seine grauenvollen Schreie brechen sich ohrenbetäubend an den Wänden.

Sobik, dessen Narbengewebe auf dem Unterarm immer wärmer wird, dreht sich langsam um. Obwohl er zu wissen glaubt, was Rammer da sieht, macht ihn der Anblick dennoch fassungslos.

Schatten tanzen über die Wand. Handteller große, schwarze Gebilde. Vier oder fünf, Sobik kann es nicht genau erkennen. Sie huschen so schnell umher, dass sie mit bloßem Auge kaum auseinanderzuhalten sind, ballen sich für den Bruchteil einer Sekunde zuckend zusammen, um gleich darauf wieder in alle Richtungen auseinander zu wirbeln.

Gleichzeitig spürt er aber auch, wie es in dem Raum immer kälter wird.

So vergehen Augenblicke, die zu Sekunden werden, in denen Rammer immer lauter schreit.

Sobik spürt inzwischen aber noch etwas anderes.

Etwas, das ihn einnehmen will.

Eine alles einhüllende Müdigkeit, die immer stärker von ihm Besitz ergreift. Unwillkürlich beginnen seine Augenlider zu flattern.

Dann hört er jemand sagen:

KOMM!

Er hat irgendwie das Gefühl zu schweben, während ihn dabei jemand mit sanfter Stimme begleitet.

Es gibt nicht den geringsten Grund sich aufzuregen, alles wird gut, suggeriert ihm die Stimme.

Öffne deinen Geist und alle Probleme dieser Welt verschwinden.

KOMM!

Einen Moment lang ist er tatsächlich bereit, sich dieser Stimme hinzugeben. Er breitet die Arme aus, will den Schatten, der sich seinem Kopf nähert, willkommen heißen, öffnet den Mund zu einem Willkommensgruß ...

... und zuckt plötzlich zusammen.

Er krümmt sich und stöhnt. In seinem Kopf beginnt es zu dröhnen, als würde unter seiner Schädeldecke das Carillon der Nikolaikirche ertönen. Gleichzeitig lastet auch nichts mehr auf seinen Gedanken, es ist, als ob der dunkle Schleier, der auf seinem Bewusstsein liegt, plötzlich verschwunden ist, selbst die Müdigkeit ist wie weggeblasen. Das Narbengeflecht auf seinem Unterarm wird wärmer

und wärmer. Jetzt kommen auch die Schatten nicht mehr näher, es scheint, als würden sie auf der Stelle schweben. In Sobik ist plötzlich ein unbeschreibliches Gefühl. Etwas Unfassbares durchströmt ihn, lässt ihn den linken Hemdärmel zurückschieben und dem Schattengebilde den vernarbten Unterarm entgegenstrecken.

Erinnerungen durchzucken ihn dabei.

Es sind die Worte seiner Tante, als er damals von dem Fuchs gebissen wurde. »Du trägst die Macht deines Vaters in dir«, hatte sie gesagt, »du und die Magie sind jetzt eins.«

Weiter gehen die Erinnerungen nicht, aber das, was folgt, macht ihm klar, dass es sich wirklich nur mit Magie erklären lässt.

Seine Narben glühen, gezackte Blitze schießen auf die Schatten zu, hüllen sie ein in blaues, knisterndes Licht, das sie zischend wie Wassertropfen auf einer glühenden Herdplatte vergehen lassen.

Die Kälte verschwindet und Sobik weiß, dass es vorbei ist.

Er ist noch einmal davongekommen.

Rammer nicht.

Als sich Sobik zu ihm umdreht, hört er, wie er etwas sagt, das wie Schattenwesen klingt. Dann wird sein Körper von einem kurzen Zucken erfasst und er fällt mit einem debilen Grinsen zu Boden. Einfach so, wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hat. Sobik muss nur einmal in seine Augen sehen, die blicklos zur Decke starren, um zu wissen, dass Rammer tot ist.

Das Handy klingelt, aber Sobik reagiert nicht.

Er kann das, was soeben geschehen ist, nicht so einfach abschütteln.

Rammers Tod macht ihn betroffen, aber was ihm noch mehr zusetzt, ist das, zu was er mit der Macht, die in ihm innewohnt, imstande ist zu tun.

Er hört, wie das Handy ständig weiter klingelt, aber er hat immer noch die Schatten vor Augen, die von dem blauen Licht, das seine Narben ausstrahlten, regelrecht verdampft wurden.

Tausend Gedanken schießen ihm durch den Kopf, indes sein Handy immer weiter klingelt.

Schließlich kann er das Klingeln nicht mehr ertragen.

Aufgebracht holt er das Handy aus seiner Hosentasche, drückt auf die Sprechaste und brüllt ungehalten seinen Namen.

»Burkowitz«, sagt die Stimme am anderen Ende der Leitung. »Gott sei Dank, dass ich Sie erreiche. Sie müssen herkommen, sofort!«

»Langsam, langsam«, sagt Sobik, in dem inzwischen wieder der Kriminalhauptkommissar erwacht ist.

Sein Kopf hat das blaue Licht und die Schatten ausgeblendet. Was er jetzt sieht, ist Rammers Leiche und einen Tatort.

»So einfach geht das nicht. Ich befinde mich im Moment in der Wohnung von Egon Leitz und vor mir liegt eine Leiche.«

»Das mag sein«, sagt Burkowitz. »Aber wenn Sie jetzt nicht augenblicklich zu mir kommen, liegen bald in ganz Berlin Leichen.«

Der ehemalige Pfarrer wechselt mit Sobik noch zwei,

drei Sätze, dann steht für den Polizisten fest, dass sich jemand anderes um diesen Tatort kümmern muss. Er wird jetzt an anderer Stelle gebraucht, und zwar dringend, denn die Katastrophe, von der sie beide befürchteten, dass sie irgendwann kommen würde, kommt nicht in naher Zeit, sondern sie beginnt bereits, und zwar genau in diesem Moment.

Sobik ruft sofort Balcke an und schildert ihm die Situation, die er im Haus des Friedhofswärters antreffen wird, und als ihm dieser versichert, dass er in den nächsten zehn Minuten mitsamt der KTU unterwegs sein wird, legt er auf und macht sich, so schnell er kann, auf den Weg zu seinem Wagen zurück. Er stürmt durch das Haus und sprintet hinaus auf den Parkplatz.

Keuchend erreicht er sein Fahrzeug, schließt es auf und steckt mit fliegenden Fingern den Zündschlüssel ins Schloss. Dann startet er den Wagen, wirft den Gang ein und tritt das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Staub und Kiesfontänen stieben unter den durchdrehenden Rädern auf, als er hochschaltet und den Dienstwagen rücksichtslos vom Parkplatz aus auf die Straße lenkt, um mit aufbrüllendem Motor in Richtung Burkowitz' Wohnung zu rasen.

Aber er kommt nicht weit.

Inzwischen ist es halb vier nachmittags und der Berufsverkehr hat eingesetzt. Endlos scheinende Blechlawinen wälzen sich durch die Straßen Berlins. Im Schneckentempo, eingekeilt zwischen Hunderten anderer Fahrzeuge schiebt sich Sobik mit seinem Dienstwagen über den Asphalt.

Blaulicht einzuschalten, macht genauso viel Sinn, als wenn er es mit Bibelsprüchen versuchen wollte. Die Straßen sind dicht, selbst wenn ihm der eine oder andere Platz machen will, die Mehrheit macht es nicht.

Es ist Feierabend, alle wollen nach Hause und viele ohne Rücksicht auf den anderen.

Es gibt keine Höflichkeit auf der Straße und schon gar nicht im Feierabendverkehr.

Sobik erreicht sein Ziel deutlich später als geplant.

Als er sich mit seinem Wagen dem Haus von Burkowitz nähert, sieht er, dass alle Fenster geschlossen sind und die Vorhänge zugezogen. Sofort kommt Misstrauen in ihm hoch.

Es ist Nachmittag, es geht kein Wind, nicht einmal ein laues Lüftchen, die Luft steht also wie immer in den letzten Wochen und trotzdem hat der Pfarrer die Fenster nicht einmal gekippt, sondern sogar noch die schweren, dunklen Samtvorhänge zugezogen und das, obwohl es in seiner Wohnung keine Klimaanlage gibt.

Ein kurzer Blick zeigt ihm, dass seine Nachbarn dagegen alle Fenster aufgerissen haben und sich auf ihren Terrassen oder in den Gärten aufhalten, um der Hitze, die sich in den zurückliegenden Wochen regelrecht in ihren Häusern eingenistet hat, zu entgehen. Er nimmt den Fuß vom Gas, lässt seinen Wagen ausrollen und dreht den Zündschlüssel herum, kaum dass er am Randstreifen der Straße zum Stehen gekommen ist.

Lautlos gleitet Sobik aus dem Wagen und ebenso lautlos drückt er die Tür ins Schloss.

Vorsichtig macht er sich auf den Weg zu Burkowitz. Sein

Misstrauen wird immer größer. All seine Sinne sind angespannt, indes er den Weg zum Haus des ehemaligen Pfarrers zurücklegt. Wie ein Schatten huscht er auf das Grundstück zu, obwohl es eigentlich keinen Grund für seine Befürchtungen gibt.

Die Sonne scheint, es ist warm, die Menschen sitzen draußen, trinken, reden und lachen, die Kinder planschen im Pool oder spritzen sich mit dem Gartenschlauch nass und nichts, nicht einmal ein vorbeifahrendes Auto scheint die Idylle in diesem abgelegenen Häuserviertel im Grunewald zu stören.

Nur Sobik traut dem Frieden nicht.

Die Haut auf seinem Narbengeflecht beginnt warm zu werden, kaum dass er den Weg betritt, der zur Haustür von Burkowitz führt. Es erscheint ihm sinnvoller, wenn er von hinten an das Haus herangeht und nicht den Weg zum Vordereingang benutzt, wo er sich wie auf dem Präsentierteller vorkommt. Geduckt huscht er hinter das Haus, auf die Ziersträucher zu, die dicht an dicht stehend die Terrasse umgeben. Hinter einem von ihnen, einem roten Zaubernussstrauch, der fast einen Kopf größer ist als er, richtet er sich auf und starrt auf die Terrasse und die dahinterliegende Fensterfront des Wohnzimmers.

Er wirft nur einen Blick zu den Fenstern hinüber und sieht sich sofort in seinen schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Drinne liegt der ehemalige Pfarrer rücklings auf dem Wohnzimmerboden.

Sein Gesicht ist verzerrt, die Augen weit aufgerissen. Mindestens ein halbes Dutzend dieser Schattengebilde,

die Sobik schon im Haus des Friedhofswärters attackierten, kreisen wie Aasgeier um eine verendende Kreatur gleich um ihn herum. Immer wieder setzen sie zum Sinkflug auf Burkowitz an, aber irgendetwas scheint sie davon abzuhalten, sich auf ihn zu stürzen. Jede ihrer Attacken kommt etwa eine Handbreit über ihm abrupt zum Stehen.

Die Wut der Schatten darüber ist offensichtlich grenzenlos.

Die Luft in dem Raum scheint zu kochen, sie wirft Blasen, dehnt sich aus, so weit, dass sich sogar die Glasscheiben der Wohnzimmerfenster nach außen wölben.

Sobik handelt instinktiv.

Er zerschießt die Scheibe, reißt seine Unterarme hoch, hält sie schützend vor das Gesicht und springt mitten durch die gezackten Scherbenreste der Terrassentür ins Wohnzimmer, währenddessen die Glassplitter der nach außen gewölbten Scheibe entgegen allen physikalischen Gesetzen nach innen, quer durch den Raum fliegen.

Sie treffen dabei auch die Schatten, aber sie richten keinen Schaden an. Es ist, als würde eine Pistolenkugel durch Nebel fliegen. Sobik stellt sich schützend über Burkowitz, reckt den Schatten seinen vernarbten pochenden Unterarm entgegen.

Die dunklen Gebilde werden sofort seltsam hell und durchsichtig, sie beginnen zu zucken, schießen kreuz und quer durch das Zimmer.

»Bleiben Sie liegen!«, schreit Sobik. »Ich glaube, ich kann sie aufhalten.«

Burkowitz sagt nichts.

Stattdessen tritt er Sobik mit voller Wucht zwischen die

Beine.

*

Der Tritt kommt ohne jede Vorbereitung und Warnung.

Sobik taumelt zur Seite, will seine Pistole noch hoch nehmen, aber ihm schwinden die Sinne. Er sinkt in die Knie, versucht sich aufzurichten, schafft es jedoch nicht. Er fällt mit einem bitteren Ächzen auf die Seite.

Dann trifft ihn ein weiterer Tritt.

Genau zwischen die Rippen!

Schmerz durchzuckt ihn und dieser Schmerz ist überall. Er will abtauchen in die Sphären einer wohltuenden Ohnmacht, dorthin, wo es keine Schmerzen gibt. Aber er kann nicht, die Fragen nach dem Warum, Weshalb und Woher halten ihn bei Bewusstsein.

Warum hat Burkowitz das getan?

Weshalb greift er mich an und nicht die Schatten und woher hat dieser Mann, der mehr als vierzig Jahre älter ist als ich, diese Kraft, um mich mit einem einzigen Tritt wie eine Puppe quer durch das Zimmer fliegen zu lassen?

Die Antwort gibt ihm Burkowitz selbst, der sich inzwischen breitbeinig vor ihm aufgebaut hat und mit einem triumphierenden Grinsen zusieht, wie er sich stöhnend wieder auf die Beine quält.

»Sind Sie verrückt geworden?«, tobt Sobik, der nicht verstehen kann, was Burkowitz getan hat.

»Ich rette Sie vor diesen Schattenwesen und Sie treten mir zum Dank dafür in die Eier. Ich hätte große Lust, Sie einsperren zu lassen!«

»Du Narr!«, herrscht ihn Burkowitz an. »Die Schatten sind meine Freunde, du hast unser Vereinigungsritual gestört.«

»Ich habe ... was?«

In Sobiks Kopf beginnt sich plötzlich alles zu drehen, er versteht gar nichts mehr.

»Aber warum, ich ...«

»Schweig!«, donnert Burkowitz mit einer Stimme, in der immer noch jenes machtvolle Charisma vergangener Predigen mitschwingt. »Was weißt du schon von den Schatten, du und die anderen? Nichts! Und darum wirst du sterben, genauso wie Leitz oder Rammer, die nichts als unbedeutende Diener waren.«

»Oder wie Lena Oberfeld oder Manuela Fischer?«

»Du irrst, die Frauen sind nicht gestorben, sondern folgen den Schatten, um ihre Aufgabe erfüllen zu können. Sie wachen jetzt darüber, dass es keinem von euch verfluchten Menschen mehr gelingen wird, wieder aus der Schattenwelt zurückzukommen.«

Burkowitz' Stimme zittert vor Erregung und Triumph, als er weiterspricht.

»Auch du wirst sterben, aber vorher sollst du noch erfahren, warum.«

Dabei breitet er salbungsvoll die Arme aus.

»Einstmals gab es eine Zeit, da war diese Welt noch nicht von Menschen bevölkert. Göttliche Wesen waren die Herrscher und es war eine gute Zeit. Aber nachdem Jahrtausende, nein, Jahrmillionen vorüber waren, wurden diese Wesen immer weniger. Und so stiegen sie vom Himmel hinab, um sich mit den Frauen des Menschevolkes, das

inzwischen die Welt bevölkerte, zu vermählen, um sich wieder zu vermehren. Doch Hass und Neid dieser Menschen trieben sie in die Verbannung. Sie wurden fast ausgerottet und in der ewigen Finsternis gefangen. Aber das ist jetzt vorbei, er, der einzig Wahre ist wieder erwacht und wird aus den tiefsten Tiefen der Erde wieder aufsteigen. Der uralte Bann kann jetzt gebrochen werden, dafür habe ich gesorgt.«

Burkowitz beginnt zu lachen.

Es ist ein schrilles, lang gezogenes Lachen, dessen Echo sich an den Wänden seines Wohnzimmers vielfältig bricht.

»Er wird kommen und wieder herrschen und alle Menschen, die sich ihm widersetzen, wie Ungeziefer zertreten.«

Er deutet auf Sobik, während sich seine Mundwinkel zu einem spöttischen Grinsen verziehen.

»Oh, ich weiß von der Magie, die in dir wohnt, aber sie wird dir nicht helfen. Denn die Leichenhalle, die das Tor zur Schattenwelt darstellt, ist nur noch durch die Halskette von Minna Braun versiegelt. Sollte ein Sterblicher dieses Kreuz entfernen, wird es nichts mehr geben, das Mastemas und seine Schatten aufhalten kann. Aber das weiß niemand außer mir und jetzt dir, aber dieses Wissen wird dir nichts mehr nützen. Denn du wirst in wenigen Augenblicken sterben, während ich diese Kette zerstören werde. Mastemas Schatten werden dir das Herz aus dem Leib reißen!«

Burkowitz lacht hässlich und schiebt sich mit ausgebreiteten Armen auf Sobik zu. Dabei murmelt er irgendwelche

Wörter in einer Sprache, die Sobik noch nie gehört hat.

»Ra, mach luta gitandoix Mastema!«

Er versteht deren Sinn nicht, aber er spürt förmlich das Böse, das von diesen Worten ausgeht.

Im Wohnzimmer beginnt sich ein geisterhafter, gelber Lichtschimmer auszubreiten und im gleichen Maße wie dieses Licht an Helligkeit zunimmt, beginnen die Schattenwesen wieder zu gespenstischem Leben zu erwachen.

Aber dieses Mal kommen sie nicht nur auf Sobik zu oder umkreisen ihn, diesmal stürzen sie sich wie im Sturzflug auf ihn, streifen ihn im Gesicht, schrammen über seine Schulter und reißen ihm bei jedem Kontakt die Haut auf.

Burkowitz' Lachen wird mit jeder blutenden Wunde, die ihm die Schatten zufügen, immer schriller.

Sobik kreuzt die Hände schützend vor das Gesicht, taumelt zurück und prallt mit dem Rücken gegen die hinter ihm liegende Wohnzimmerwand.

Dann plötzlich, als ob jemand vor seinen Augen einen Vorhang zur Seite zieht, sieht er das Gesicht seiner Tante vor sich. Ihre Lippen formen Worte, die er, ohne nachzudenken, wiederholt.

»Vade retro Mastema, vade retro!«

Als die Worte ausgesprochen sind, wird es in dem Wohnzimmer schlagartig so still und dunkel wie in einer Gruft. Die Schatten sind verschwunden. Der Boden ist übersät mit dunklen Brandflecken.

Doch es ist noch nicht vorbei.

Sobik hebt den Kopf und sieht Burkowitz, wie er eine Pistole aus seiner Hosentasche zieht.

Er hebt den Lauf an und zielt mit der kreisrunden Mün-

dung direkt auf seinen Kopf.

»Fahr zur Hölle!«, kreischt er außer sich.

Dann drückt er ab.

*

Der Schuss kracht und es hört sich an wie Kanonendonner.

Sobik zuckt zusammen, schließt die Augen und erwartet den Einschlag der Kugel.

Das war es wohl, denkt er noch, doch es passiert ...

... nichts.

Kein Einschlag, kein stechender Schmerz, nichts! Stattdessen spürt er, wie etwas glühend heiß an seiner Wange vorbei zischt. Dann registriert er eine zweite Schussdetonation und sieht, wie Burkowitz vor ihm in die Knie geht.

Seine Finger öffnen sich, die Pistole entgleitet seiner Hand und fällt scheppernd zu Boden. Auf dem Gesicht des ehemaligen Pfarrers breitet sich grenzenloses Erstaunen aus, als er auf die Pistole am Boden blickt und dabei das kleine, kreisrunde Loch in seiner Brust entdeckt. Es befindet sich genau in der Höhe seines Herzens, aber das registriert Burkowitz nicht mehr. Er fällt im selben Augenblick mit dem Gesicht voraus auf den Parkettboden seines Wohnzimmers.

Gleichzeitig tritt Christian Balcke von der Terrassentür aus ins Zimmer.

In der Rechten hält er seine Dienstwaffe, aus deren Mündung Rauch quillt. Balcke ist nicht allein, direkt hinter ihm huscht noch ein mittelgroßer, hagerer Mann in den Raum,

der weder vom LKA Berlin noch von irgendeiner anderen Polizeibehörde sein kann. Dazu ist sein Aussehen viel zu exotisch, selbst für eine Stadt wie Berlin. Der Kleidung, der olivbraunen Gesichtsfarbe und den dunklen, tief-schwarzen Augen nach scheint es ein Inder oder ein Mann zu sein, dessen Heimat in Sri Lanka oder Pakistan liegt.

Er trägt einen hellen, cremefarbenen Sommeranzug mit einem Jackett, dessen Rockschoße rücklings bis auf die Oberschenkel hinabreichen, dazu ein weißes Hemd und schwarze Lederslipper.

Auf seinem Kopf thront ein Dastar aus hellblauer Seide.

Mehr registriert Sobik in diesem Moment nicht, seine ganze Aufmerksamkeit gilt Balcke, seinem Partner und Kollegen, der ihm gerade eben das Leben gerettet hat.

»Mann Christian, dafür könnt ich dich jetzt glatt küssen.«

Bevor Balcke aber das Gesicht verziehen kann, fügt er noch hinzu: »Aber leider bist du nicht rasiert.«

Balcke grinst und winkt ab. Dann deutet er auf den Mann, der hinter ihm das Zimmer betreten hat.

»Spar dir deinen Dank für diesen Herrn hier auf, ohne ihn wäre ich jetzt nicht hier und du wahrscheinlich nicht mehr am Leben.«

Der Mann faltet die Hände und deutet eine kurze Verbeugung an, indes Balcke weiterredet.

»Sein Name ist Rajiv Singh, er kommt ursprünglich aus Indien, arbeitet jedoch jetzt als wissenschaftlicher Direktor in New York bei einer Behörde der UNO und ist aufgrund dieser Tätigkeit hier in Berlin, um an einem Kongress für Parapsychologie teilzunehmen.«

Ein Inder aus New York, denkt Sobik und ist deshalb ziemlich überrascht, als ihn der Mann in perfektem Hochdeutsch anspricht.

»Gut, dass wir noch rechtzeitig gekommen sind. Ich hoffe, Sie sind so weit okay?«

Sobik antwortet mit einem misstrauischen Blick und wendet sich seinem Partner zu.

»Was macht der hier? Ich kann mich nicht entsinnen, dass wir die UNO in diesem Fall um Hilfe gebeten haben.«

»Das hätten wir aber schon längst tun sollen«, antwortet Balcke. »Dann wäre vielleicht der eine oder andere noch am Leben.«

»Was redest du da für einen Stuss?«

»Frag nicht, hör dir lieber an, was der Mann zu sagen hat.«

»Das kann ich auch noch nachher im Auto machen«, wiegelt Singh ab. »Jetzt sollten wir erst zusehen, dass wir so schnell wie möglich zum Friedhof kommen.«

Dabei macht er eine weit ausholende Handbewegung, die den ganzen Raum einschließt.

»Um das hier können sich Ihre Kollegen kümmern, wir müssen jetzt los.«

»Moment, Moment«, erwidert Sobik, dem das alles irgendwie zu schnell geht. »Wir *müssen* hier überhaupt nichts und ich schon gar nicht.«

»Oh doch«, sagt Balcke und Sobik ist überrascht, weil der Einwand ungewöhnlich scharf klingt. »Du bist mir nämlich einige Erklärungen schuldig. Ich habe immer gedacht, wir sind Kollegen und Partner, aber dem ist anscheinend nicht so. Warum hast du mir zum Beispiel die

Sache mit deinen Narben verschwiegen?«

Sobik zögert einen Moment.

Da meldet sich Singh wieder zu Wort.

»Können wir vielleicht im Auto weiter darüber reden? Wir sollten jetzt wirklich losfahren, wenn wir die Schatten noch aufhalten wollen.«

»Warum diese Eile?«, will Balcke wissen. »Burkowitz hat zwar gesagt, er wird die Schatten befreien, aber nachdem er tot ist, hat sich das doch wohl erledigt.«

»Und was ist, wenn er außer Leitz und Rammer noch andere sterbliche Helfer hat, die seinen Plan ausführen können?«

Balcke sieht Singh ungläubig an, dann dreht er sich um und folgt dem Inder, der im Laufschrift in Richtung ihres Wagens rennt.

Auch Sobik zögert einen Moment.

Er sieht Mecke vor sich und er ahnt, nein, er weiß, dass er seinen Job verlieren wird, wenn er sich jetzt über alle Dienstanweisungen hinwegsetzt und diesem Mann folgt. Aber dann sieht er das zu allem entschlossene Gesicht des Fremden und gleichzeitig ist da die Neugier, was dieser angeblich alles über seine Herkunft und seine Geschichte weiß.

Er kennt diesen Singh nicht, hat ihn auch noch nie in seinem Leben gesehen, aber er spürt, dass er diesem Mann vertrauen kann. Es ist sein Gesicht, der offene Blick seiner Augen, wenn er redet, und es sind seine Narben und das Geheimnis, das er mit sich trägt ... Beide senden nicht die geringsten Strömungen aus, seit er in seiner Nähe ist.

Gemeinsam eilen alle aus dem Haus und laufen zu So-

biks Dienstwagen. Sein Auto ist nämlich das PS-stärkste und damit das schnellste. Sie steigen ein, Sobik übernimmt das Steuer, Singh setzt sich auf den Beifahrersitz, Balcke nach hinten auf die Rückbank.

Dann fahren sie los.

Sobik wirft kurz darauf einen schnellen Blick auf die Armbanduhr an seinem Handgelenk, danach einen weiteren auf den Inder und sagt: »Es dauert noch ungefähr zwanzig Minuten, bis wir beim Friedhof sind. Ich würde es begrüßen, wenn Sie mir in der Zeit erklären, was sie über die Morde am Friedhof und vor allen Dingen alles über mich wissen. Ein paar genauere Angaben zu Ihrer Behörde wären auch nicht schlecht.«

In Singhs Gesicht ist der Anflug eines milden Lächelns zu erkennen, bevor er antwortet: »Zwanzig Minuten sind ziemlich wenig für so eine komplexe Geschichte.«

»Dann bitte die Kurzform«, erwidert Sobik und schaltet einen Gang höher.

*

»Unsere Behörde nennt sich Paraforce und unser Hauptquartier befindet sich in New York, im Untergeschoss des UNO-Gebäudes auf dem United Nations Plaza. Unsere Behörde wurde 2009 ins Leben gerufen, nachdem es im Jahr zuvor zu drei paranormalen Anschlägen gekommen war, die zwar von der Mehrheit der Erdbevölkerung nicht registriert wurden, aber dennoch fatale Folgen hatten. Seither gibt es ein Computerprogramm, das alle unnatürlichen oder unerklärlichen Fälle, die weltweit bei jeder Po-

lizeistation eingehen, sofort an uns weiterleitet. Das Gleiche gilt für Personen, die über außergewöhnliche Eigenschaften verfügen, wie Sie zum Beispiel. Die Umstände, die zum Tod der drei Menschen auf dem Friedhof geführt hatten, waren deshalb sofort bei uns auf dem Radar. Sie natürlich eingeschlossen, kein Wunder nach allem, was wir über Sie herausgefunden haben, aber das erzähle ich Ihnen später. Jedenfalls wurden wir sofort aktiv, nachdem in den Berichten von den seltsamen Temperaturunterschieden und angeblichen Schattenwesen die Rede war. Man übertrug den Fall mir, da ich vor Ort war. In Berlin findet zurzeit ein Kongress mit Fachleuten aus der ganzen Welt statt, die sich mit derlei unerklärlichen Phänomenen beschäftigen. Eine Diskussionsrunde, an der ich in meiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Direktor von Paraforce natürlich auch teilnehme. Da in diesen Zeiten auch bei der UNO der Rotstift angesetzt wird, war es fast klar, dass ich den Fall übernehmen soll. Warum auch jemand für viel Geld von New York nach Berlin einfliegen lassen, wenn doch der Vizedirektor der zuständigen Behörde bereits vor Ort ist.«

Sobik seufzt, es klingt fast verständnisvoll. »Falls es Sie tröstet, der Sparkurs in unserer Behörde ist noch um ein Vielfaches strenger.«

»Das habe ich mir fast gedacht, hierzulande ist man in diesen Dingen ja schon immer gründlicher gewesen. Aber zurück zum Thema, der Selbstmörderfriedhof, wie er auch genannt wird, war bei uns schon von jeher auf dem Schirm. Im Zuge unserer internen Ermittlungen fanden wir heraus, dass sich Burkowitz seit seiner Pensionierung

immer stärker mit Schwarzer Magie befasste, ja sie regelrecht studierte. Durch seine Unterlagen über die Gemeinde ist er dabei auf das Geheimnis des Friedhofs gestoßen. Er hat es dann so gedreht, dass Leitz der Satanssekte von Rammer erlaubte, zwischen den Gräbern ihre Messen abzuhalten. Er hat beide dazu benutzt, um auszuloten, was passiert, wenn er die Schatten, was nichts anderes sind als sogenannte Embodiment-Phänomene und Verschränkungszusammenhänge, heraufbeschwört. Er selbst wollte sich den etwaigen Gefahren ja nicht aussetzen. Da aber weder Burkowitz noch Leitz oder Rammer wissenschaftlich an diese Thematik herangegangen sind, ist die Sache, wie Sie ja erlebt haben, irgendwann aus dem Ruder gelaufen und die ganzen Embodiment-Phänomene regelrecht außer Kontrolle geraten.«

»Wieso erhält eine UNO-Behörde aus New York diese Informationen, während man in Berlin das landeseigene LKA im Dunklen darüber lässt?«, fragt Sobik säuerlich.

»Das liegt wie in fast allen westlichen Staaten an der Trennung der Gewaltenteilung und der gegenseitigen Kontrolle. Fast überall kocht man sowohl in der Legislative als auch in der Exekutive und der Judikative sein eigenes Süppchen. Dafür gibt es genügend Beispiele auch aus jüngster Zeit. Wir hingegen bündeln all diese Informationen und benutzen auch Kontakte zu Ländern, die nicht mit der internationalen Staatengemeinschaft kooperieren und bisweilen auch zur Unterwelt. Tja, und wenn wie in Ihrer Stadt eine Führungskraft der obersten Polizeibehörde sich jegliche Einmischung in seine Arbeit verbittet, dann sind wir den ermittelnden Beamten stets um Längen

voraus.«

Sobik ist erfahren genug, um zwei und zwei zusammenzuzählen und weiß deshalb, auch ohne, dass Singh einen Namen genannt hat, wer diese Führungsperson ist.

»Das ist wieder typisch Nilpferd«, knurrt er ungehalten.

»Sie meinen wohl Kriminaloberrat Holger Mecke?«

»Ja!«

»Warum nennt man ihn eigentlich Nilpferd? Ich persönlich fände die wissenschaftliche Bezeichnung Hippopotamus wesentlich erheiternder.«

Sobik kann sich ein Grinsen nicht verkneifen, während er den Wagen durch den Nachmittagsverkehr lenkt. Eigentlich, so denkt er, ist der Kerl gar nicht mal so ohne.

Kurz darauf erreichen sie den Parkplatz des Friedhofes, wo sie bereits von zwei Männern, wie sie unterschiedlicher nicht sein können, erwartet werden. Der kleinere ist ein grauhaariger Endsechziger, der trotz seiner dicken Hornbrille und der tausend Falten im Gesicht vor lauter Vitalität nur so strotzt, der andere ein hoch aufgeschosener, hagerer Kerl mit einem arroganten Zug im Gesicht und irgendwie vornehmen Getue.

Der bewegt sich, als hätte man ihm einen Stock in den Arsch geschoben, denkt Sobik noch, dann stellt ihm der Inder die beiden Männer auch schon vor.

»Das hier ist Walter Steininger, Professor der Physik und Psychologie und derzeit wohl einer der führenden Forscher auf dem Gebiet der Parapsychologie.«

Während der Grauhaarige zu seinen Worten nickt, deutet Singh bereits auf den Hageren.

»Und dieser Mann, Thorsten Kallenberg, ist der Landes-

kirchliche Beauftragte für religiöse und geistige Strömungen.«

»Also sozusagen der Exorzist von Berlin-Brandenburg«, sagt Sobik, der sich erinnert, von Kallenberg im Rahmen solcher Tatumstände schon einmal etwas gehört zu haben.

Kallenberg verzieht das Gesicht, als hätte er einen Wurm verschluckt. Aber bevor er zu einer Antwort ansetzen kann, redet Singh schon weiter.

»Ich darf wohl mit Recht behaupten, dass wir zusammen wohl das fachlich kompetenteste Team von ganz Berlin sind, was die Aufklärung der seltsamen Geschehnisse auf diesem Friedhof angeht. Wenn jemand diesen Fall lösen kann, dann wir.«

»Und wenn nicht?«, fragt Sobik.

»Dann können wir nur noch beten«, erwidert der Kirchenmann, in dessen Augen Sobik einen Anflug von Panik zu erkennen glaubt.

»Beeilen wir uns, die Zeit wird knapp«, sagt Singh, ohne auf den Einwand von Kallenberg einzugehen.

Die Männer nicken zustimmend und gehen mit weit ausgreifenden Schritten auf den Friedhof, halten sich dann rechts und steuern auf die Leichenhalle zu. Ihre Mienen sind ernst, keiner spricht ein Wort. Nur Steininger, der Parapsychologe, scheint das Ganze nicht so verbissen zu sehen. Er lässt Singh und den anderen den Vortritt und kommt an die Seite von Sobik, der den drei mit etwas Abstand folgt.

»Ich bin gespannt wie ein Flitzbogen, was uns in der Leichenhalle erwartet.«

»Was glauben Sie denn, was wir dort antreffen?«

Der Parapsychologe wendet sich Sobik zu und lächelt, als er sieht, dass der Kriminalhauptkommissar seine Rechte auf den Griff seiner Dienstwaffe gelegt hat.

»Keine Ahnung, aber wenn es das ist, was ich mir erhoffe, werden Sie mit Ihrem Schießisen da kaum etwas ausrichten können.«

Sobik nimmt instinktiv die Hand von der Pistole.

»So und was erhoffen Sie anzutreffen?«

»Endlich einmal einen richtigen paranormalen Vorfall und nicht schon wieder einen Vorgang, den man mit Physik oder Psychologiewissenschaften erklären kann.«

»Und was denken Sie sonst so über diese Sache?«

Das Gesicht von Steininger verdüstert sich augenblicklich.

»Dass ich verdammt noch mal nicht weiß, was dieser Kirchenfritze hier eigentlich zu suchen hat.«

*

Es sind nur noch wenige Schritte bis zu der Leichenhalle, als Sobik urplötzlich stehen bleibt.

Rajiv Singh bemerkt es und bleibt gleichfalls stehen, Kalenberg, Steininger und Balcke auch.

Schlagartig wird allen bewusst, wie still es plötzlich auf dem Friedhof ist.

Totenstill und das im wahrsten Sinn des Wortes. Kein Windhauch regt sich und raschelt in den Bäumen, kein Vogel ist zu hören, ja selbst der ewige Verkehrslärm der umliegenden Straßen scheint verstummt. Es bleibt still, zehn, zwanzig Sekunden lang, hundert.

Die ungewöhnliche Stille zerrt nicht nur an Sobiks Nerven. Unbehagen macht sich in ihm breit.

»Was ist los, warum bleiben wir stehen?« Obwohl Balcke nicht besonders laut gesprochen hat, hallen seine Worte dennoch wie Donnerschläge durch die Stille.

»Irgendetwas ist hier«, antwortet Sobik den anderen. »Ich kann es spüren.«

»Blödsinn«, sagt Kallenberg. »Ich sehe hier niemanden außer uns.«

Sobik sagt nichts dazu, stattdessen schiebt er den Hemdärmel zurück und zeigt sein Narbengewebe, das immer stärker zu pulsieren beginnt. Singh zeigt sich über den Anblick nicht überrascht, er nickt nur, Kallenberg dagegen wird leichenblass, faltet die Hände und murmelt irgendwelche Gebete und Balcke starrt seinen Partner an, als sei er ein Gespenst.

Nur Steininger wirkt plötzlich wie aufgedreht. Seine Augen leuchten, sein Gesicht strahlt.

»Ich habe es gewusst, ich habe es schon immer gewusst!«

Aber bevor er weiterreden kann, ist in der Leichenhalle ein kurzer, auf- und abschwellender Ton zu hören.

»Beeilt euch«, schreit Rajiv Singh und rennt los. »Ich glaube, es beginnt, die Schatten erwachen!«

Die anderen folgen ihm, holen ihn ein und gemeinsam erreichen sie das Tor zur Leichenhalle.

Er öffnet es und sie treten ein.

Das Innere der Leichenhalle besteht aus einem einzigen, lang gezogenen rechteckigen Raum.

Im Vordergrund ist der Besucherbereich mit mehreren Holzstühlen zu sehen, ein Rednerpult und der Platz, an

dem der Sarg des Verstorbenen während der Begräbniszeremonie aufgebahrt wird. Rechts und links davon gibt es zwei verschlossene Türen, die wahrscheinlich den sogenannten Bestattungs- und Betriebsbereich umfassen. Dann sind da noch vier schwarze, fast hüfthohe Kerzenständer und mehrere Wandteppiche mit Bibelsprüchen.

Aber nicht das ist der Grund, warum die Männer beinahe andächtig verharren. Es ist die Wand am andern Ende des Raumes. Sie besteht aus grob zurechtgeschlagenen Natursteinen und ist sowohl oben als auch unten und an den Seiten mit Motiven aus dem Alten und dem Neuen Testament verziert. In der Mitte ist eine Holztafel mit unzähligen Inschriften angebracht, die sich bei genauerem Hinsehen als Namen und Zahlen entpuppen.

Hinter einigen dieser Namen sind auch kleine Kreuze aus Holz oder Metall an der Tafel befestigt.

Der Inder sieht Sobik fragend an, worauf dieser mit den Schultern zuckt und näher tritt. Ein kurzer Blick genügt und dann ist für den Kriminalhauptkommissar alles klar. Dies müssen die Namen jener sein, die einst freiwillig aus dem Leben geschieden sind, und die Zahlen dahinter sind nichts anderes als das Datum ihres Todes. Es ist die Auflistung jener Namenlosen, die man identifizieren konnte. Jedenfalls folgert Sobik dies, als er unter all den Namen auch den von Minna Braun und die beiden Zahlen danach liest.

Der erste Eintrag datiert den 28. Oktober 1929, der zweite stammt vom gleichen Tag, nur drei Jahre später. Er weiß von Burkowitz, dass die junge Krankenschwester an diesen Tagen versucht hat, sich das Leben zu nehmen, und er

sieht auch das kleine Halskettchen mit dem Kruzifix, das hinter ihrem Namen an einem daumengroßen Holzkreuz hängt. Er kommt einen Schritt näher und spürt sofort, was für eine Kraft von diesem unscheinbaren Kettchen ausgeht.

Doch er spürt noch etwas anderes.

Der Boden unter seinen Füßen beginnt zu zittern und wieder ist dieser auf- und abschwellende Ton zu hören, den er bereits beim Erreichen der Leichenhalle vernommen hat. Gleichzeitig wird das trübe Halbdunkel, das in der beinahe fensterlosen Leichenhalle vorherrscht, von einem flackernden Licht verdrängt, das im Sekundentakt von weiß zu gelb, zu Rot und schließlich zu violett wechselt.

Dann hört Sobik die Stimme. Es ist die gleiche Stimme, die er hörte, als Rammer neben ihm starb.

KOMM!

Wieder hallt sie bis in die tiefsten Winkel seines Unterbewusstseins hinein und erneut scheint sie ihm seinen Willen aufzwingen zu wollen.

KOMM!

Sobik taumelt, versucht dem, was sein Denken zu beeinflussen versucht, indem es sich wie Watte auf sein Bewusstsein legt und ihn einlullt, zu widerstehen.

WARUM STRÄUBST DU DICH, KOMM, SCHENK MIR NEUES LEBEN!

Sobik stöhnt, die Stimme ist jetzt überall, befiehlt, duldet keinen Widerspruch.

Sobik hat das Gefühl, als zieht sich sein Schädel mit jedem Atemzug immer enger zusammen.

ENTFERNE DIE KETTE!

Die Worte dröhnen wie Hammerschläge in seinem Kopf. Er stöhnt, stemmt sich mit dem kläglichen Rest seines Verstandes, der ihm noch geblieben ist, gegen die befehlende Stimme. Für eine endlose Sekunde ist er fast so weit zu gehorchen, aber da kommt noch einmal, tief aus seinem Innern heraus, der unbändige Wille zu überleben.

Es ist dieser Urinstinkt, der auch heute noch in jedem Menschen steckt und der im Angesicht des Todes noch einmal alle Kräfte freisetzt. Er stemmt sich gegen die Stimme und beißt sich aus einem Instinkt heraus mit aller Kraft auf die Zunge. Ein wahnsinniger Schmerz durchströmt seinen Körper, hebt alle anderen Empfindungen aus.

Und dann ist da noch die Macht in ihm.

Sie ist es, die endgültig verhindert, dass die Stimme und damit auch die Schatten ihn besiegen. Sie bringt ihn jäh wieder in die Wirklichkeit zurück.

Die Stimme verhallt und seine Gedanken werden klar.

Schwer atmend lehnt er sich an die Wand und blickt sich benommen um.

Er sieht, dass auch die anderen in den Bann der Stimme geraten sind. Sie taumeln umher, aber er glaubt in ihren Gesichtern zu erkennen, dass auch sie wieder Herr ihrer Sinne sind.

Nicht so Walter Steininger.

Der Parapsychologe gebärdet sich plötzlich wie ein Wahnsinniger.

Er lacht schrill, wirft den Kopf in den Nacken und rennt unvermittelt los.

Genau auf die Wand mit der Holztafel zu, dorthin, wo

neben Minnas Namen ihre Kette an einem kleinen Holzkreuz hängt.

Sobik weiß sofort, was passieren wird, wenn niemand den Wissenschaftler aufhalten kann. Er wird nach dem Willen der Stimme jener Sterbliche sein, der Minna Brauns Kette von der Holztafel nimmt, um damit Mastemas und seinen Schatten die Rückkehr in die Welt der Lebenden zu ermöglichen.

Und niemand kann ihn aufhalten, sie sind alle zu weit von Steininger weg, nur Kallenberg steht noch zwischen ihm und der Wand. Dann ist da plötzlich auch noch das Messer in seiner Hand.

Ein Taschenmesser nur, die Klinge ist etwa zwei Zentimeter breit und zwölf Zentimeter lang, dennoch genügt sie, um jemanden vom Leben in den Tod zu befördern.

Genau das hat Steininger vor.

Sobik wartet nicht ab, was weiter geschieht.

Er weiß, dass es nur noch eine Möglichkeit gibt, Steininger zu stoppen. Er zieht seine Waffe, umklammert die Pistole mit beiden Händen und zielt sorgfältig.

»Stehen bleiben!«, ruft er.

Steininger geht weiter.

»Stehen bleiben oder ich schieße!«

Steininger hetzt weiter und Sobik hat keine andere Wahl mehr. Er schießt, seine Kugel trifft den Wissenschaftler hoch in die Schulter, stößt ihn nach vorne, lässt ihn taumeln. Aber das ist auch schon alles, was es an Wirkung zeigt.

Sobik schreit vor Überraschung auf. Jeder andere Mann geht bei diesem Körpertreffer zu Boden, warum nicht die-

ser Wissenschaftler, der schon fast siebzig Winter erlebt hat!

Es scheinen die Schatten zu sein, die ihm die Kraft geben, sich noch einmal aufzurappeln und auf Kallenberg zuzutaumeln, um den letzten Sterblichen zu beseitigen, der noch zwischen ihm und Minnas Kette steht.

Sobik schießt ein zweites Mal, Steininger stößt einen unmenschlichen schrillen Laut aus und stürzt sich, bevor es jemand verhindern kann, auf den Kirchenvertreter und rammt ihm das Messer in die Kehle. Kallenberg zuckt zusammen, röchelt und geht in die Knie, während das Blut wie aus einem Schlauch aus ihm herausspritzt. Steininger lacht triumphierend und streckt seine Finger nach der Kette aus, als auch Balcke schießt.

Steininger verharnt mitten in der Bewegung, zuckt zusammen, stöhnt. Das Messer entgleitet seinen Fingern und fällt scheppernd zu Boden. Die eine Hand krampft sich um seine Brust, die andere, die nur noch Fingerbreit von der Kette entfernt ist, sinkt herab und er fällt zu Boden.

Sobik lässt seine Waffe sinken, indes der Boden unter ihnen erneut zu zittern beginnt.

Sobik gerät ins Straucheln, will sich an der Wand festhalten, aber die schwankt und auch die Tür zur Leichenhalle klappert in den Angeln.

Der Raum füllt sich mit dem dumpfen Getöse von herabstürzenden Dachziegeln, dem Knirschen von Mauerteinen und dem Splittern von Holz. Die Tafel auf der Wand zeigt tiefe Risse, düsteres, tiefdunkles, violettes Licht schimmert durch. Der Boden unter Sobiks Füßen fühlt sich jetzt an, als wäre er flüssig. Von irgendwoher

kommt Rauch und erfüllt die Luft und es wird kalt, eiskalt.

Dann ist wieder die Stimme zu hören.

Doch sie klingt weder lockend noch befehlend, diesmal klingt sie ängstlich, fast flehend.

Aber nur für einen Augenblick, dann wird die Leichenhalle von einem unerträglichen grellen Licht geflutet. Sobik kneift die Augen zusammen, denn es ist heller als die Sonne.

Doch es ist nur von kurzer Dauer, danach hört alles auf. Der Boden wird still, das Getöse ist verklungen, die Stimme nicht mehr zu hören und die Kälte verschwunden.

Es dauert einige Augenblicke, bis Sobik sich aus seiner Erstarrung löst und die Wand, an die er sich gestützt hat, wieder loslässt.

»Das war mehr als knapp, aber ich denke, wir haben es überstanden«, sagt Rajiv Singh. In seiner Stimme schwingt Erleichterung mit.

»Diesmal«, sagt Balcke tonlos und senkt ob dem Geschehenen bestürzt den Kopf.

*

»Und?«, will Balcke wissen.

Sobik sieht sich um. Sie sind alle da, Balcke, Hallich, Berger, sogar Schulze und Meier von der KTU. Sie stehen mitten im Dezernatsbüro und ihre Augen sind alle auf ihn gerichtet. Sie wissen, dass er nach seiner Ankunft im LKA zusammen mit dem Inder in Meckes Büro gegangen ist, und sie sehen nun, dass nur er allein wieder herausgekommen ist.

»Nichts«, sagt Sobik scheinbar teilnahmslos, doch er kann seine Kollegen nicht täuschen. Zu deutlich ist das geradezu diebische Vergnügen in seinen Augen. »Im Großen und Ganzen bleibt alles beim Alten, es werden sich nur unwesentliche Dinge ändern.«

»Was heißt das, unwesentliche Dinge?«, fragt Hallich vorsichtig.

»Mecke hat seinen Abschied eingereicht, Frühpension, angeblich gesundheitliche Probleme.«

Sobik hat kaum ausgedet, als die Gesichter der Männer vor Schadenfreude wie das polierte Essbesteck bei einem Staatsempfang in Schloss Bellevue zu strahlen beginnen.

»Anscheinend ist dieser Rajiv Singh ein ziemlich hohes Tier bei der UNO, wahrscheinlich sogar ein sehr hohes, wenn selbst in Berlin der Polizeipräsident und der amtierende Oberbürgermeister seinen Forderungen nachkommen.«

»Weiter«, drängt Balcke. »Du hast von mehreren Dingen gesprochen.«

Sobik nickt. »Ich habe gerade meinen Dienst quittiert und werde übermorgen mit Singh nach New York fliegen.«

Balcke bekommt vor lauter Überraschung den Mund nicht zu.

»Scheiße, du kannst mich doch hier nicht so einfach alleine lassen.«

»Das, mein lieber Christian, liegt nicht an mir, sondern an dir.«

»Was ... wie jetzt, wieso liegt das an mir?«

»Ich habe mit Singh gesprochen. Du hast die Wahl, ent-

weder du übernimmst meinen Posten hier im LKA oder du kommst mit mir nach New York, als gleichberechtigter Partner. Ich kann natürlich verstehen, wenn du wegen Helga ...«

»Was zum Teufel geht mich Helga an?«, empört sich Balcke. »Bei mir zuhause wird immer noch das gemacht, was ich sage. Also, wann fliegen wir?«

ENDE

Nachtrag:

Das LKA 1 in Berlin befindet sich tatsächlich in einem alt-ehrwürdigen Gebäudekomplex in der Keithstraße. Auch der Selbstmörderfriedhof im Grunewalder Forst ist real, ebenso sind die Krankenschwester Minna Braun und ihre beiden Suizidversuche historisch belegt. Minna trug auch eine Halskette. Der Rest der Geschichte ist der Fantasie des Autors entsprungen unter Mithilfe der vielen Legenden, die sich um diesen Friedhof ranken.

Doch steckt nicht in jeder Legende auch ein Stück Wahrheit?

